Der FREYER FRANKER HAUFEN ging zwei Wochen zu Fuß von Franken über den Thüringer Wald nach Bad Frankenhausen. Unser kleiner Haufen lief im Gedenken an die großen Bauernerhebungen in Deutschland vor 500 Jahren. Während der Reise trafen wir Menschen in der Region, fragten nach dem Stand der Freiheit, der Gerechtigkeit, des Glaubens, hatten gemeinsame Abende mit Speis und Trank und machten miteinander eine außergewöhnliche Erfahrung. Die Aktion war als ein Angebot an alle Menschen gerichtet und ein Projekt im Programm der Frankenhäuser Festspiele 2025.

Da es dem König aber wenig gefiel, daß sein Sohn, die kontrollierten Straßen verlassend, sich querfeldein herumtrieb, um sich selbst ein Urteil über die Welt zu bilden, schenkte er ihm Wagen und Pferd. „Nun brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen“, waren seine Worte. „Nun darfst du es nicht mehr“, waren deren Sinn. „Nun kannst du es nicht mehr“, deren Wirkung.

Aus: „Kindergeschichten“, in: Günther Anders, Die Antiquiertheit des Menschen, 1956
Eingangszitat zum Kapitel: Die Welt als Phantom und Matrize

Route

2. Juni
Wir treffen uns am Bahnhof und laufen von Bad Neustadt entlang der Streu über Heustreu, Unsleben, Mittelstreu (Storaths Gasthaus) nach Mellrichstadt. Dort übernachten wir im Katholischen Pfarrsaal. Klaus Graf empfängt uns. Körbe mit Würsten und Broten stehen für uns bereit. Ein Geschenk von der Stadt an uns. Abendliches Gespräch mit Eva, Bäuerin und Künstlerin aus Bad Neustadt.

3. Juni
Wir laufen von Mellrichstadt nach Eußenhausen über den Ellerbach und den Elmbacher Berg, die ehemalige innerdeutsche Grenze – Henneberg (Ruine Henneberg) – Sülzfeld – das schöne Neuberger Tal – nach Dreißigacker (Meiningen). Empfangen werden wir im „Langen Bau“ vom Dorfgeschichtsverein. Es gibt einen Vortrag und fröhliche Gemeinschaft, mit feinstem Essen von Ralph. Nachtruhe auf den von der Feuerwehr herbeigefahrenen Feldbetten.

4. Juni
Wir laufen von Dreißigacker nach Meiningen; fahren mit der Bahn nach Wasungen. Route über Ruine Maienluft, den Steinkopf, den Hetzberg, die Herrenkuppe und das Henneberger Haus nach Schmalkalden. Jens holt uns am Henneberger Haus ab, Besuch beim Bürgermeister, Stadtrundgang, Übernachtung in leeren Wohnungen im katholischen Pfarrhaus St. Helena. Es gibt feine Suppe von Steffen und eine anregende Abendrunde mit Vereinsmitgliedern der „Zeitenwanderer“ im Pfarrgarten.

5. Juni
Wir laufen von Schmalkalden die Famberghohle hinauf, über die Wüstung Siegwinne (Zicken Winden?) und den Steilen Hügel nach Fambach. Umweg an der Oehlmühle, ehemaliges Kloster Herrenbreitungen, Breitungen, Craimar, Neuhof, Hauenhof, Immelborn. Mit der Bahn zurück nach Schmalkalden, denn wir haben keine Übernachtung gefunden.

6. Juni
Wir fahren von Schmalkalden nach Marksuhl und laufen über den Mordberg, die Lehne, den Wolfsberg und die Hohe Balz nach Wünschensuhl. Weiter nach Fernbreitenbach und Herda nach Gerstungen (Amtshaus/Schloss). Dort gibt es einen Vortrag, gemeinsames Essen, einen weiteren Vortrag über den Werrahaufen und einen Gesprächsabend. Übernachtung im Schlossmuseum und bei Wolfgang und Birgit im Haus.

7. Juni
Wir laufen von Gerstungen über den Böller nach Lauchröden, über die Ruine Brandenburg und an der Werra entlang über Göringen, Wartha, Neuenhof, Hörschel, Pferdsdorf nach Creuzburg. Wir haben keine Übernachtung im Plan. Pfarrerin Breustedt überreicht uns den Schlüssel für das Kirchcafé und St. Nikolai.

8. Juni
Wir laufen von Creuzburg über die Ebenauer Köpfe, Scherbda und Schnellmanshausen nach Treffurt. Wir werden beim Schützenfest des Schützenverein Treffurt 1516 e.V. empfangen. Besuch bei Steffen im Pfuhl-Hof. Übernachtung im Anglerverein Treffurt.

9. Juni
Wir laufen von Treffurt auf die Burg Normannstein. Über Schierschwende, Heyerode und den Hainich gelangen wir zur Poppenröder Quelle, zur Salzquelle und nach Mühlhausen. Treff im Ratskeller. Es gibt Buffet, Essen und Trinken von Martin und Maria. Gesellschaft im Ratskeller und Übernachtung des ganzen Haufens bei Maria im Haus!

10. Juni
Frühstück im Ratskeller/Besuch der Landesausstellung. Wir laufen von Mühlhausen zur Hinrichtungsstätte Thomas Müntzers in Görmar und durch ein kleines altes Kirschtal nach Grabe. Von dort den Eselstieg hinauf nach Kloster Volkenroda. Treffen mit Elke und Gabriele im Speisesaal, Führung durch das Gelände und den Pavillon. Übernachtung in der Pilgerscheune.

11. Juni
Mit dem Reisesegen von Schwester Johanna laufen wir von Volkenroda über den Schafbach nach Obermehler, Urbach, Holzthaleleben und durch das schöne Helbetal. Aufstieg an der Steinernen Jungfrau zur Hainleite bis zur Burg Lohra. Kleines Essen bei Giacomo und seiner Jugendbrigade. Übernachtung im Eseltreiber-Häuschen.

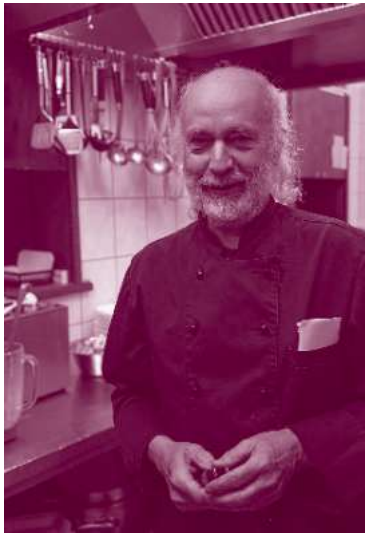
12. Juni
Simona begleitet uns ein Stück vom Amt Lohra hinab. Wir laufen über Großwenden, Kleinwenden, Münchenlohra (St. Gangolf), Hainroda, Wernrode, Großfurra und um den Frauenberg herum nach Jechaburg. Abendgesellschaft bei Daniel mit den Herren vom Club des alten Pfarrhauses, in dem wir auch nächtigen.

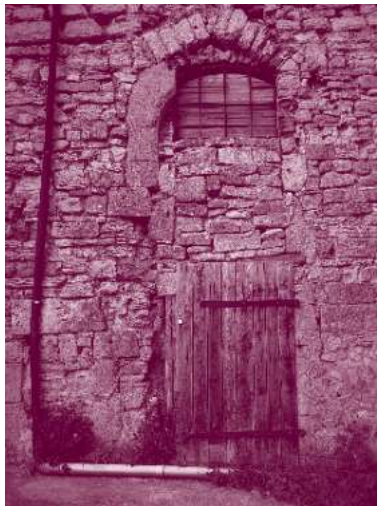
13. Juni
Bertram läuft von Jechaburg allein nach Sondershausen, an der Wipper entlang über Berka, Hachelbich bis nach Göllingen (Kloster). Von dort laufen wir wieder gemeinsam über die Brandheide und den Seegaer Berg nach Bad Frankenhausen. Abendessen vor dem Büro der Festspiele. Schulfest und Übernachtung im Büro. Am nächsten Tag zerstreut sich der Haufen.

DIE MANSFELDER ARTIKEL
von den gleichen Rechten aller

1. Die Arbeit ist gerecht zu verteilen, unter allen, die Anspruch haben.
2. Die Belegschaft bestimmt, was und wofür produziert wird, nämlich was sinnvoll ist.
3. Nicht den Gewinn maximieren, sondern den Sinn.
4. Schädliche Arbeit und schädliche Produkte sind untersagt.
5. Die Leiharbeit ist abgeschafft.
6. Reichtum kommt, für reale Personen. Gerechtigkeit ist das Beste das Volkes.
7. Herrliche Lehrstellen. Lehrjahre sind Herrenjahre.
8. Grundeigentum bleibt Volkseigentum. Das eigene Leben muß angeeignet werden.
9. Arbeitszeitverkürzung statt Kurzarbeit.
10. Verfügungsgewalt über gesellschaftliche Grundentscheidungen.

ESSO





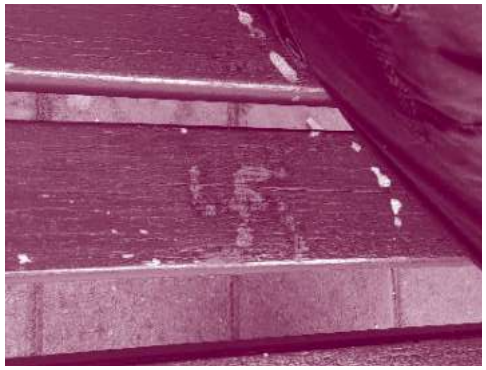
Freyer Franker Haufen

Wenn sich im Jahr 2025 in Museen, auf Stadtmärkten, vor Bühnen und Gedenksteinen Haufen bilden, um den Bauernkriegsereignissen von vor 500 Jahren ernst, feierlich oder unterhaltsam nachzudenken oder sie nach-zustellen, so gibt es etwas, das diese Formen nicht erfassen, was aber vor 500 Jahren ganz außerordentlich war: der Sache nach-zugehen. Anlässlich der Frankenhäuser Festspiele lud der Leipziger Künstler Bertram Haude alle Menschen in der Region Franken, Thüringen und darüber hinaus ein, erneut einen „Haufen“ zu bilden und, so wie einst, durch die Lande zu ziehen. Allerdings mit anderen Absichten als einst.

Anlässlich dieses Gedenkjahres wollten wir nicht nur in Bücher, Vitrinen oder elektronische Geräte blicken, sondern das Land — der einstigen Verbreitung des Bauernaufstandes folgend — zu Fuß erkunden. Ergänzend zu Text, Bild, Film, Erlebnispark oder Museum ging es uns um den eigenen körperlichen Einsatz. Wichtig war für uns beim Nachgehen das Nachdenken über die Vergangenheit: Was waren und woher kamen die Probleme, Wünsche, Ideale und Kämpfe der Menschen vor 500 Jahren? Wir wollten die Region in ihrer heutigen Situation kennenlernen: Wie fühlen sich die Menschen heute in ihrer Gegend, in ihrem Land? Wie gedeiht der Acker anderswo? Ist das Wasser klar? Wie sieht unsere Welt aus? Wir wollten die Erfahrung von sozialer Gemeinschaft machen: Neben äußeren Eindrücken ging es insbesondere um konkrete Begegnung. Wir sind also körperlich und geistig in Bewegung gekommen. Die Aktion war eine besondere Erfahrung für alle, die dabei waren. Unser Haufen versuchte, sich über Unterschiede hinweg zu verstehen und friedlich miteinander umzugehen. Das ist, darüber freuen wir uns sehr, gut gelungen.

Wir baten die Menschen, Gemeinden und Vereine, die auf unserer Strecke lagen, im Vorfeld um eine einfache Übernachtungsmöglichkeit, also um ein Dach über den Kopf nebst Waschgelegenheit/Toilette, eine abendliche Tischgemeinschaft mit den Einwohnern vor Ort sowie um einfaches Essen und Trinken. Das war gar nicht so einfach. Von dem, was wir erlebt haben, sind ein paar Eindrücke in dieser kleinen Zeitung zu finden. Die Aktion Freyer Franker Haufen war kein Reenactment, also kein Bauernkriegsspiel. Geschwisterlichkeit bedeutete für uns, „sich zusammenzuschließen, dem Alltag zu entfliehen, sich zu bewegen und die körperliche Erschöpfung in der Gruppe zu erleben — und ein freudiges Loslassen“.

So beschreibt die Historikerin Lyndal Roper die Erfahrungen, die einst die Bauern machten. Das ist auch schon das Einzige, was wir tun konnten und wollten, wenn es darum gehen sollte „Geschichte hautnah“ zu erleben. Denn Geschichte spielt sich ja ständig ab, sie reicht immer bis an unsere Nasenspitze. Die Frage ist, wie bewusst wir selbst in ihr agieren, ob wir sie nur hinnehmen oder aktiv sind. Deshalb war es auch unser besonderer Wunsch, junge Menschen dabei zu haben. Sie sollten nicht von der Schulpflicht befreit werden, sondern lediglich von der Sitz- und Zimmerpflicht. Doch nicht eines der 13 Gymnasien, die wir angeschrieben hatten, besaß die Freiheit, interessierte Schülerinnen und Schüler zu informieren und sie für solch eine Erfahrung, nur für wenige Tage, zu „befreien“ (so heißt das ja tatsächlich auch offiziell). Einladungen an Schülerschaften und Elternverbände blieben unbeantwortet.



VON CREUZBURG NACH TREFFURT
von Carina und Martin

„Die Leute kommen nach einigen Jahren zurück in ihre Dörfer aus den Städten, in die sie als junge Erwachsene gegangen waren“, berichtet uns die Pfarrerin aus Creutzburg, mit der wir uns im kleinen Dorf Scherbda vor der Kirche unterhalten. Dort hat sie gerade Jugendliche konfirmiert. Am Abend zuvor trafen wir die evangelische Pfarrerin bereits in ihrem Sitz in Treffurt und fragten, ob sie einen Platz für uns zum Übernachten hat. Sie war mitten in der Vorbereitung für die Konfirmation und Pfingsten und von unserer Anfrage sichtlich gereizt. Am nächsten Tag in Scherbda wird sie uns sagen, dass das nicht die Haltung repräsentiere, die sie von sich erwartet. Sie zögert jedoch an dem Abend nicht lange, schließt uns die Kirche und einen Treffpunkt in Creuzburg auf, gibt uns die Schlüssel und geht spät abends wieder daran, ihre Rede vorzubereiten und ihre Reaktion auf unsere Anfrage zu überdenken. Wir hatten an dem Abend niemanden mehr, den wir besuchen wollten, und so stellt uns ein Freund die Inhalte seiner Recherchen über die Bauernkriege und über die Kooperative Hansalim aus Südkorea vor. Wir singen „Drei Rote Pfiffe im Wald“ als Gutenachtlied.

Am nächsten Morgen diskutieren wir gemeinsam über die neu geschriebenen zwölf Thesen, die jemand aus dem Haufen im Vorfeld verfasst hatte. Sehr spannend … auch weil wir hier konkret werden bei der Frage, was wir eigentlich heutzutage wollen. Auf der einen Seite ist das offensichtlich, und auf der anderen Seite wird es doch schnell kompliziert. Wir reden über Begrifflichkeiten und schaffen es doch, uns nicht zu lange daran aufzuhalten. Alle sind interessiert daran, die gemeinsamen Inhalte zu finden, auch wenn es unterschiedliche Formulierungen sein mögen.

Am Tag drauf laufen wir von Creuzburg nach Treffurt durch das kleine Scherbda. Dort findet die Konfirmation statt, und dort ist es Brauch, von jedem Haus eines Konfirmanden oder einer Konfirmandin eine Spur aus Tannenzweigen bis zur Kirche zu legen! In diesem Jahr gibt es auch eine Spur vom Ortsschild aus für einen der Jungen, der aus Creuzburg dazukommt. Wir erkennen eine große Wertschätzung des Einzelnen in diesem Brauch und eine Aufmerksamkeit des ganzen Dorfes für diesen „Schritt“ der Einzelnen. Der Brauch kommt aus der Zeit, als die Straßen noch aus Lehm und zu matschig waren, um mit den guten Kleidern trockenen Fußes bis zur Kirche zu kommen. Wir folgen der Spur statt unserem direkten Weg, weil jemand am Abend gut zugehört hatte und wusste, dass die Pfarrerin heute dort die Konfirmation machen würde. Jemand aus dem Haufen wirft an der Stelle ein, man könne abstimmen, ob wir der Spur oder unserem direkten Weg folgen wollen. Wir werfen ein, dass wir selbstverständlich nochmal die Pfarrerin sprechen wollen, der wir am Morgen den Schlüssel nur in den Briefkasten geworfen hatten – auch weil wir wissen wollen, wie sie wohl heute zu uns steht. Wir denken, es ist ein unvorteilhaftes Verständnis von Demokratie, an jeder Kreuzung neu abzustimmen, wie es weitergehen soll. Nun also folgen wir, im jetzt strömenden Regen, der Tannenzweigspur, erreichen die wunderbar verzierte kleine Kirche und treffen schließlich die Pfarrerin, die gerade fertig ist und die Familien der KonfirmandInnen verabschiedet. Sie ist entspannt und freut sich, uns zu sehen – so wie auch wir.

Wir fragen sie, was sich in ihrer Arbeit in den letzten Jahren verändert hat, und sie erzählt, dass sie seit 1987, also seit vierzig Jahren, hier als Pfarrerin tätig ist. Damals mit zwei Kirchen – heute mit sechs. Jetzt verstehen wir ihre Situation am Vorabend. Sie erklärt uns die Realität dieses Dorfes: Während Corona bricht das Internet zusammen, und die Eltern fahren mit ihren Kindern in die Stadt vor den Supermarkt, damit die Kinder ihre Schulaufgaben online – innerhalb der Abgabefrist – hochladen können. Die Kinder, die bei ihr im KonfirmandInnen-Unterricht sitzen, fahren 20 Kilometer zur Schule und kommen oft schon nach drei Stunden zurück, weil es zu wenig Lehrkräfte in der Region gibt. Die Leute machen sich über Begriffe aus der Stadt wie „Mehrgenerationenhaus“ lustig,

weil hier in jedem Haus mehrere Generationen wohnen. „Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie schlicht hier manche Haushalte eingerichtet sind“, erzählt sie und will uns damit etwas sagen … wir erahnen es nur. Sie berichtet aber auch von den Managern aus der Automobilindustrie, die aus den Städten wieder zurück in ihr Dorf ziehen. In der Stadt sind die Mieten hoch, aber vor allem fehlen Oma und Opa, um mal auf die Kinder aufzupassen.

URLAUBSUMPLANUNG
von Jens Eppert

Anfang des Jahres habe ich mich mit meinen Urlaubsplänen für das Jahr 2025 auf den Monat Juni fixiert und fleißig geplant. Im April erhielt ich eine Einladung zu einem Podiumsgespräch nach Weimar unter der Überschrift „Faustische Landnahmen: Goethe, der Bauernkrieg und wir“. Kompetente Gesprächspartner sprachen über Themen wie „Gemeinwohl-Ökonomie“ und „Commons“ und darüber, wie Goethe im *Faust* die Transformation des „alten Europa“ zum Industriezeitalter spiegelt oder über den Strukturwandel des Eigentums. Auf dieser Veranstaltung als Gemeinschaftsprojekt des Heimatbundes Thüringen, der ACC Galerie Weimar und der Frankenhäuser Festspiele lagen auch Flyer dieser Festspiele mit verschiedenen Projekten aus. Ich war begeistert von der Idee des Projektes *Freyer Franker Haufen*. Nach einem sehr angenehmen Telefonat mit dem Projektleiter warf ich meine Urlaubspläne über den Haufen und schloss mich dem *Freyer Franker Haufen* an. Wie sich im Laufe der Zeit herausstellen sollte, die richtige Entscheidung. Wir durchquerten Thüringen von Süd nach Nord in zwei Wochen. Mit dabei sowohl „geübte Wanderer“ als auch Menschen, die noch nie etwas Ähnliches getan hatten. Meine Hochachtung an dieser Stelle. Also begann für mich eine sehr schöne Zeit mit der Frage „Was hat die Bauern vor 500 Jahren bewegt, sich für ihre Rechte einzusetzen? Woher hatten sie den Mut?“

Wir durften – für mein Verständnis – manch Skurriles erleben. Der Projektname *Freyer Franker Haufen* ließ einen Nordbayrischen Landrat vermuten, wir seien eine Gruppe fränkischer Separatisten. Andererseits empfing uns der Schmalkaldener Bürgermeister im Ratssaal und erzählte 30 Minuten amüsante Geschichten von seiner Tätigkeit und der Stadt. Als wir in Mellrichstadt unser Quartier erreichten, stand dort das Auto eines Fleischers. Die Frage, ob unser Abendessen geliefert würde, war für mich nicht ernst gemeint. Es war aber wirklich unser Essen, welches allerdings für die doppelte Anzahl von Wanderern gereicht hätte. Weitere kulinarische Höhepunkte: selbstgemachter Leberkäse aus Dreißigacker vom Wirt/Metzger/Abgeordneten und die Verköstigung im Mühlhäuser Ratskeller. Die meisten Übernachtungsmöglichkeiten waren im Vorfeld geklärt worden. Es gab eine Spontanübernachtung in Creuzburg. Unsere Frage im Pfarramt stieß im ersten Moment auf wenig Verständnis. Wie kann man zu Pfingsten loswandern, ohne ein entsprechendes Quartier zu haben? Infolge unserer Erklärungen erhielten wir die Schlüssel für die Nicolaikirche zu Creuzburg und das Gemeindecafé.

Es gab nicht nur viele sehr interessante Vorträge (z. B. in Dreißigacker und Gerstungen über den Bauernkrieg vor 500 Jahren) im Zusammenhang mit den Vereinen, die uns beherbergt hatten. In Treffurt duften wir mit mäßigem Erfolg am Schützenfest zur Krönung des Schützenkönigs teilnehmen. In Sondershausen lernten wir Künstler der Gruppe „Zweiter Aufguss“ mit ihrem Lied „Als der Bauer aufstand“ kennen. In Mühlhausen konnten wir zwei Ausstellungen zum Bauernkrieg besuchen. In Fernbreitenbach klingelten wir am Tor einer Solidarischen Landwirtschaft. Als exotischer bunter *Freyer Franker Haufen* fanden wir nach Vorstellung unserer Frage „Was bewegte die Bauern vor 500 Jahren, sich für ihre Rechte einzusetzen“ schnell interessante Gesprächspartner, egal ob Schäfer auf der Weide, Kleingärtner, Dorfbewohner, die vom Einkauf aus der Stadt Heimkehrten, einfach nur über den Gartenzaun oder nach der Hilfe beim Transport eines Holzspalters. Ich habe bei niemandem ein Jammern oder Klagen wahrgenommen. Es waren ausnahmslos interessante Einblicke in das ländliche Leben mit den entsprechenden Problemen. Ein für mich sehr interessantes Gespräch begann am Ortsausgang von Treffurt. Eigentlich mit der Frage einer Frau, welche unserem „Haufen“ hinterherlief und nach der Herkunft des Wanderstockes von Bertram fragte. Diese Frau äußerte ihre Gedanken über nachhaltige Landwirtschaft, ihre Vorstellungen von Recht und Gerechtigkeit. Das ergreifendste Gespräch für mich war in einer Bushaltestelle in Sülzfeld mit zwei Mädchen bzw. jungen Frauen. Die beiden erklärten auf unsere Frage offen, ehrlich und sehr sachlich, warum sie wen gewählt hatten. Ich hatte aus diesem Gespräch einen Mangel an politischer Bildung wahrgenommen, insbesondere zu der Frage Populismus. Neben neuen Erkenntnissen über die Geschehnisse vor 500 Jahren waren für mich die meist abendlichen Gespräche und mitunter kontroversen Meinungen, aber dabei auch immer wieder einen Konsens zu finden, ein sehr schönes Zeichen dafür, wie Gemeinschaft und Demokratie funktionieren könnten.

Danke an alle, die dieses Projekt ermöglicht haben, und an alle Teilnehmer, die zu dessen Gelingen beigetragen haben.

Umgeschrieben: Thomas Müntzers PREDIGT AUF DEM SCHLACHTFELD, WELCHE ER BEI FRANKENHAUSEN DEM 15. MAI 1525 GEHALTEN
von Bertram Haude

Lieben Brüder, und Schwestern ihr sehent, wie wir beinahe auch unsere Feind selbst seind, und unterstehen uns oft unbedacht, zu erwürgen, was da leben soll und will. Was seind aber die Menschen? Sie seind in ihrer Bedenkenlosigkeit oft nichts anders dann die Tyrannen, schinden die Kreaturen, und alles, was Gott in wohlgerathener Anmut in diese Welt gesetzt hat um zu sein und zu leben. Wollen wir darin ein altes Recht haben? Was treiben wir denn mit Hoffieren, mit unnützen Pracht, mit Huren und Buben. Es hat Gott geboten es soll sogar der König nicht viel Pferd bei sich haben und keine große Pracht führen; auch soll ein König und jeder das Gesetzbuch täglich in Händen haben.

Was tun aber die Leute, so wir doch nunmehr allesamt selbst der Erden Fürsten seind? Wir nehmen uns des bescheidenen Wandels nicht an, dröhnen ohne Gedanken und brüderlichen Sinn als plündernde Rotten über die Erden in bösen Schlachten bis alles vergeht, hören die armen Leute und Kreaturen nicht, sprechen nicht Recht, halten die Straßen nicht rein, wehren nicht Mord und Raub, strafen kein Frevel und Mutwill, vertedingen nicht Witwen und Waisen, helfen nicht den Kreaturen zu Recht, ja fressen sie ganz auf mit Schmatzen, schaffen nicht, daß die Jugend recht erzogen würd zu Guten, fürdern nicht Gottes Dienst, so doch um solcher Ursach willen Gott uns eingesetzt hat, sonder verderben allein die ganze Wunder-Schöpfung Gottes je mehr und mehr mit neuen Beschwerden, brauchen unserer Macht nicht zu Erhaltung allen Friedens und Ruhe der Kreatur, Gewürm, Pflanzen und zu Erbarmen aller geschaffen Dinge, sondern zu eignem Trutz, verderben Land, Welt und Flur mit unnötigen Kriegen, Rauben, Gieren, Mutwill, Abschöpfen und geistlosem Zeitvertreib.

Das seind die fürstlichen Jagden nun aber allerwelts Tugend geworden, damit sie jetzt umgehen. Ihr sollt nicht gedenken, daß Gott solches lenger leiden wölle; dann wie er die Cannaneos (Kanaaniter) vertilget hat, so würd er auch die Fürsten und uns allesamt, die wir nach allem angreifen und die Herrlichkeit Gottes in seiner Schöpfung nicht achten, vertilgen. Wer weiß nicht, was greulicher Abgötterei geschieht mit dem Kaufen und Verkaufen. Wie Christus die Kremer

aus dem Tempel stieße, so würd er die unseelige Eigensucht und was an ihr hanget verderben.

Darum seid getrost und tut Gott den Dienst und vertilget eure eigene Maßlosigkeit und Götzen. Denn was hilfts, ob wir schon Frieden machten mit ihnen, denn wir wollen doch so bald kümmerlich verschmachten in unser eigen Verharrung, ob auch alle Maschinen uns des Lichtes Schein glauben machen wollen, unser Abgott will uns nicht freilassen, treiben uns zu Abgötterei, der wir uns, im Trug der Freiheit, selbst zur Fron treiben und uns ihr untertan machen. Nun seind wir schuldig, lieber zu sterben, denn dieser Abgötterei und Zerschändung des Paradieses zu verwilligen.

Es sind nun von uns Himmel und Erden verendern gemacht, wie sich des Meers Natur endert. Laßt euch nicht erschrecken das schwach Fleisch und greift euer eigen knechtisch Wandel kühnlich an, dörft das neu armseelige und freie Leben in Demütigkeit und Einfalt nit förchten, dann ihr sollt sehen, daß ich alle Büchsenstein in Armel fassen will, die wir ja nur gegen uns selber schießen. Ja ihr sehent, daß Gott auf unser Seiten ist, denn er gibt uns jetzund ein Zeichen. Sehent ihr nicht den Regenbogen am Himmel? Der bedeut, daß Gott uns, die wir den Regenbogen im Herzen führen, helfen will und dreuet den mördrischen, ungelernten Geschlecht sein Gericht und Strafe.

Darum seind kleinlaut, abtuend euer Kriegen mit Unmut, Töten und Ausrauben, und dann seind unerschrocken und tröstet euch göttlicher Hilf und stellt euch zu Wehre gegen euren eigenen Mutwillen, den wir mit Christi Hülfe zu Grunde stürzen wollen. Also hab ich nicht Zweifel, es werd jetzund dergleichen geschehen, daß wir, wiewohl ungerüst, werden obliegen. Sehen wir denn nicht, daß wir noch immer und wieder sind Leibeigene? Was da, von wem denn? Von dem Fürstenhaus Selbstlieb, von Baron Hochmut, von Graf Überdruß und den Herren auf Besserwisserey nämlich, die wir mit Stolz in unser Herzeleid eingeführet. Es will Gott nicht, daß ihr Fried mit den selbstgefällig gottlosen Fürsten *in euch selbst* machet.

GEDANKEN ZU FREYER FRANKER HAUFEN UND BAUERKRIEG VOR 500 JAHREN
von Eva Warmuth

Man kann einen Landwirt von einem Bauern unterscheiden. Ein Landwirt denkt an seine Wertschöpfung auf dem Acker, ein Bauer denkt in Generationen: daran, dass sein Land fruchtbar bleibt für die, die nach ihm kommen.

Ich bin Bäuerin, weil ich einen Bauern geheiratet habe und meine Seele in der Tiefe „ja“ zu diesem Beruf gesagt hat. Ich liebe den Duft von Regen auf der sonnentrockenen Erde. Ich fühle mich verantwortlich für das ganze Land, das wir betreuen. Das Land gehört zu uns, und wir gehören dem Land. Unsere Arbeit mit der Erde richtet sich an den Rhythmen der Natur aus … Tag und Nacht, Sommer und Winter, kosmische und irdische Einflüsse …

Wir leben im Jahr 2025 und sitzen viel am Computer, um unsere Arbeit auf dem Hof zu machen. Die Entwicklung unserer Kultur entfernt uns von der Erde. Die Bedingungen des Marktes zwingen uns in betriebswirtschaftliche Denkweisen. Wir sind Landwirte und Bauern. Diese Spreizung fühlt sich wie Kampf an.

Wir fragen uns: „Wie können wir mit unserem Hof Teil der Gesellschaft sein und verbunden bleiben mit der Erde und allen Lebewesen?“ An so vielen Stellen scheint es uns immer weiter von unserer Mitwelt zu entfernen. Der Wettbewerb um Ressourcen treibt seltsame Blüten. Wenn wir unserer Ethik treu bleiben … kann dann unser Betrieb überleben?

Ich bin Bäuerin, und ich bin Künstlerin. Ich habe zwei Berufe, die eng miteinander verzahnt sind. Viele Themen, die mir als Bäuerin begegnen, bearbeite ich als Künstlerin. Die Kunst erlaubt mir, weiter in die Tiefe zu schauen, dort Ordnungsprinzipien zu erkennen und auch wahrzunehmen, welche Handlungsmuster zu Fehlentwicklungen führen.

Meine Frage als Künstlerin zum Bauernkrieg vor 500 Jahren war: „Was hat heute noch Relevanz durch all die kulturellen Überformungen hindurch?“ Dazu habe ich die Arbeit „… damals … heute … morgen …“ gemacht, die in der Sommerausstellung des BBK Unterfranken gezeigt wurde. Es ist ein Brot, in das ich ein Gesicht geschnitzt habe. Ein Laib ist ein Leib. Brot dient mir zur Ernährung meines Leibes, damals wie heute und morgen. Machtmissbrauch von Adel und Klerus entzog Bauern und Bäuerinnen die Existenzgrundlage und war Anlass für die Erhebungen vor 500 Jahren. Eine zweite Arbeit befasst sich mit dem Thema Saatgut. Dazu ist das Werk „Samenhüterin“ entstanden. Saatgut ist ein wertvolles Kulturgut, das über Jahrtausende von Hand zu Hand gereicht wurde. Heute versuchen große Firmen mit Hilfe von Patenten auf Gensequenzen, Eigentum an ganzen Pflanzenfamilien zu beanspruchen. Bauern und Bäuerinnen kämpfen seit Jahren darum, Saatgut als Kulturgut und Allmende zu schützen.

LIEBER ETWAS SINGEN
von Anna Kaleri

Stimmen hinterm Haus. Vielleicht regnete oder nieselte es; einen Grund wird es gegeben haben, dass die anderen auf der Rückseite des Hauses eng beieinander unter einem Unterstand saßen. Es duftete nach Essen, der Geruch von Fleisch kräuselte sich durch die Luft. Manche Teller waren schon leer, als ich nach einem Telefonat mit Zuhause dazu kam. Von einem Ende des langen Tisches zum anderen herüber wurde gesprochen, über das Essen, über die Menschen des Vereins, der uns einlud, und so erhielt ich mit einem Teller Erbsensuppe Einblicke in den Mikrokosmos einer kleinen Stadt in Thüringen, die ich bis dahin nicht kannte. Der Verein schien aus sich überkreuzenden privaten und beruflichen Fäden zu bestehen und offen für neue Menschen zu sein. Während ich zuhörte, genoss ich den selten glücklichen Moment, in dem durch Erzählen Verbindung entsteht, selten und flüchtig, denn bald ging das Gespräch über zu Themen, auf die sie mit einer Art Zwangsläufigkeit zulaufen – in den letzten Jahren verstärkt, so will es mir scheinen – und mit denen die bis eben empfundene Harmonie zu bröckeln begann.

Ob es um fossile Energie versus erneuerbare ging, um die Frage der Bauernproteste vor ein paar Jahren, es ist mir entfallen. Wie in einem endlosen Déjà-vu höre ich die immer gleichen Themen, manchmal austauschbar, doch strukturell das Gleiche, das Festhalten am Alten gegen bedrohlich erscheinende Veränderungen, so in der Art vielleicht. Ich spürte, dass ich keine Lust mehr hatte auf fruchtlose Diskussionen, auf Schlagabtausch, der nur zur Verfestigung der Positionen führt. Ich war müde davon, überzeugt werden zu wollen und mit Argumenten, die mir vernünftig oder vernünftiger erscheinen, gegenzuhalten. Hatte ich je ein Gespräch zu politischen Themen erlebt, in dem jemand sagte, das sei ein interessantes Argument, er werde darüber nachdenken, oder jemanden, der äußerte „Selbst wenn ich deine Meinung nicht teile, kann ich sie anerkennen“? Und dann fragte ich mich, was nur los ist mit unserer Gesellschaft, ob es nur ums Rechthaben geht, und wenn ja, wer davon etwas haben sollte. Und ich dachte darüber nach, dass auch ich ein Teil dieser Gesellschaft war und aktiver Teil in solchen Diskussionen. Meine Müdigkeit mündete nicht in Resignation, sondern in den Gedanken, dass man, wenn es immer in die gleiche Sackgasse lief, die Richtung ändern müsse. Auch kannte ich meine eigenen Argumente und Einstellungen zur Genüge, ich entschied mich also, zuzuhören und dabei herauszufinden, worum es den Sprechenden eigentlich gehen könnte. Denn so viele Ansichten auch in Worte gefasst

wurden, das Wesentliche schien wie etwas Wortloses irgendwo in der Nähe herumzuschweben.

Neben mir gab es von zwei Menschen den zaghaften Versuch, den Abend in eine schönere Richtung zu lenken. Sie schlugen vor, wir könnten zusammen singen, aber im Stimmengemenge fand es kein Gehör. Erst nach und nach sprangen andere auf die Idee an. Es folgte ein wenig Zweifel, wie wir an die Texte kommen sollten, doch ein Smartphone hatte jeder dabei. Diese wurden gezückt, und dann sangen wir miteinander Volkslieder, vielleicht war „Das Wandern ist des Müllers Lust" dabei. Langsam wurde es dunkel, wir saßen unter dem Unterstand, obwohl es nicht mehr nieselte.

BRESCHE
von Peter Bux

Auf der Mauer, auf der Lauer lagen alle, denn der Bauer zog durchs Land in Haufen. Und es nutzte nichts, dass die Mauer hoch und dick war. Kam der Bauer, war Sense. Alles aufbrechen, war seine These, Leib und Leben kosten. Ein Loch in der Wand macht aus einer Sackgasse einen Ausweg. Gibt Einblicke. Und wie da plötzlich Luft reinkommt.

Sieht man die Mauer im Bild genauer an, dann dauert es nicht lang, bis man erkennt: Schon vor der Bresche gingen Steine ab, wurde die Mauer instand gesetzt. Die Ordnung ging immer aufs Neue aus den Fugen. Aus Schaden wird man klug, wenn man lernt zu reparieren. Mit dem, was man hat, alt und neu. Wir leben in einer Welt von Reparaturen.

Revolution muss zerstören, als Stresstest für den Bestand. Was bleibt, weiß man erst danach. Aber das ist dann solid. Werden Lücken nicht geschlossen, knüpft das Neue nicht mehr an den Bestand, setzt sich nichts fort. Totale Abwertung. (Warum noch kämpfen, wenn man's ignorieren kann.) Alt und Neu zerfallen dann für sich allein. Das ergibt keine Geschichte.

DIE SOGENANNTE KRISE DES CHRISTENTUMS [AUSZUG]
von Lesek Kolakowski

Die Forderung, auf den Haß zu verzichten, war eine Herausforderung des Christentums an die menschliche Natur und ist es geblieben. Wenn es Christen unter denen gibt, die dieser Forderung entsprechen, die also in dem Sinn Schüler Jesu sind, daß sie den Kampf nicht fliehen, aber frei bleiben von Haß, wie viele solcher hat es gegeben und wie viele gibt es ihrer auf der Welt? Ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, ob ihre Zahl im Mittelalter größer war als heute. Wie viele auch immer es sein mögen, sie sind das Salz der Erde, und die europäische Kultur wäre ohne sie eine Wüste.

Wenn wir das Christentum auf dieses Minimum reduzieren – auf den Glauben, daß der Erlöser in historischer Zeit auf die Welt kam, um die Menschen vom Bösen zu erlösen, von dem sie sich selbst nicht erlösen konnten, sowie auf die aus diesem Glauben fließende Fähigkeit zur Abschaffung des Hasses, dann wird uns auffallen, daß es genaugenommen nichts derartiges gibt wie Christentum als politisches Programm oder als christliches Regierungssystem. [...]

Die kommunistischen Sekten des Mittelalters, die revolutionären Wiedertäufer, einige Sozialisten des 19. Jahrhunderts holten aus dem Neuen Testament alles das heraus, was sich gegen die Reichen, die Tyrannen und Wucherer einsetzen ließ, sie waren bemüht zu beweisen, daß eine auf christlichen Grundsätzen gegründete Gesellschaft Gleichheit als Hauptparole voraussetzt, daß es die Pflicht eines Christen als Christen sei, aktiv gegen die soziale Ungerechtigkeit vorzugehen, daß Jesus ein Prophet des revolutionären Kommunismus gewesen sei. Auf der anderen Seite wiederholte die katholische Hierarchie jahrhundertelang, daß es die Pflicht eines Christen sei, Leid und Elend auf Erden in Demut zu ertragen, daß jegliche Empörung gegen das Gesetz Gottes verstoße und die sozialen Ungleichheiten von Gott beschlossen seien.

Es scheint jedoch, als seien diese beiden Interpretationen (wenn man von ihrem sozialen Hintergrund absieht) Überbleibsel der mittelalterlichen Kultur gewesen, und als seien sie es weiterhin, einer Kultur also, in der das Christentum als Universalquelle von Normen und Standards betrachtet wurde, die für alle Lebensbereiche verbindlich waren. In seiner ursprünglichen Gestalt weist das Christentum solche Bestrebungen nicht auf, noch kann es sie aufweisen. Jesus hat die Kaufmänner nicht deshalb aus dem Tempel vertrieben, weil er die Kaufmannschaft bekämpfte, sondern weil die Kaufmänner den Tempel entheiligten. Jesus hat die Geizigen und Schinder nicht deswegen verdammt, um eine bessere Sozialordnung zu verkünden, sondern deshalb, weil es moralisch böse ist, ein Geiziger und ein Schinder zu sein. Das Problem des Christentums ist das sittliche Übel, *malum culpae*, und das sittliche Übel ist nur in den menschlichen Individuen, und nur das Individuum ist verantwortlich.

Böse ist es, anderen Leid und Haß zuzufügen, das heißt, daß ein Schinder, der Leid zufügt, böse ist (wobei hier völlig gleichgültig ist, in wessen Name er ein Schinder ist und womit er sein Henkershandwerk entschuldigt). [...]

Der Begriff des „moralisch bösen" oder „moralisch guten" *sozialen Systems* besitzt in der Welt des christlichen Glaubens keinen Sinn.

Hieraus resultiert keineswegs, daß ein Christ nur deshalb, weil er Christ ist, nicht das Recht besäße, sich gegen die soziale Ungerechtigkeit zu empören, gegen Unterdrückung und Tyrannei zu kämpfen, oder daß es wider das Christentum wäre, innerhalb der sozialen Welt die Verbesserungen zu suchen, die möglich sind. Im Widerspruch zum Christentum steht, sich von Haß, Rachsucht, Habgier, Machthunger leiten zu lassen. Wir können nicht errechnen, welche sozialen Verhältnisse mehr oder weniger moralisch Böses verursachen, das heißt im christlichen Sinne: welche mehr oder welche weniger Grund zum Hassen und zur Habgier schaffen; für einen Christen ist Habgier genauso böse bei einem Reichen wie bei einem Armen. Haß ist genauso böse bei einem Unterdrücker wie bei dem Unterdrückten: eben darin besteht die Schwierigkeit, Christ zu sein. Von diesem Standpunkt aus kann Rache nicht die Kette des Bösen zerreißen. [...] Im Christentum bleibt stets die Regel in Kraft, daß das Böse im eigentlichen und ursprünglichen Sinn in uns ist, nicht aber in den sozialen Verhältnissen. Es gibt Regeln des christlichen Lebens, die sich auf alle Situationen erstrecken, die also selbstverständlich auch für politische Situationen und Konflikte verbindlich sind, es gibt jedoch keine spezifisch christlichen politischen Ziele.

Aus dem nämlichen Grund gibt es auch keinen allgemein verbindlichen Lebensstil oder Modus der Teilnahme an den weltlichen Dingen, die spezifisch christlich wären, wenn man die rein sittlichen Motivationen ausklammert. Es gibt auch leider keine Hinweise darauf, auf welche Weise wir das böse Handeln absolut zu vermeiden hätten, wenn wir in der Welt leben (und die Weltflucht verdient mitnichten den Namen einer universellen

christlichen Empfehlung). Das Christentum selbst kann die peinlichen Dilemmata, die im Leben auf Schritt und Tritt entstehen, die man nicht umgehen kann, nicht lösen. Ein absoluter Pazifist, der sich auf christliche Prinzipien beruft, sollte ohne Heuchelei prüfen, ob es nicht so ist, daß er es im Kriegsfall ganz einfach vorzieht, andere Menschen an seiner Stelle kämpfen zu lassen. Der Befürworter des revolutionären Kampfes, der sich auf die christlichen Grundsätze beruft, sollte ohne zu heucheln die Frage beantworten können, weshalb seine Entrüstung über die soziale Ungerechtigkeit so ausgesprochen selektiv sei (wie das notorisch der Fall ist) und auf welcher Grundlage er davon ausgeht, das die spezifisch christlichen Werte (das heißt die Abschaffung des Hasses) in dem einen System bessere Chancen besäßen als in dem anderen. Im einen wie im anderen Fall sind die christlichen Begründungen jedoch von überaus zweifelhaftem Wert. Die Jesusbotschaft ist kein „gerechtes Sozialsystem“, überhaupt kein Gesellschaftssystem. Jesus empfahl uns, mit der Vernichtung des Bösen bei uns selbst zu beginnen, nicht aber mit der Ermordung anderer Menschen, die wir, ob nun zu Recht oder zu Unrecht, für böse halten.

Leben trotz Geschichte, München: Piper (1977]), S. 183 f., Erstveröffentlichung FAZ, 17.4.1976, Nr. 91

DIE STILLE IM DORF
von Bertram Haude

Zur Mittagszeit erreichen wir das kleine Dorf Wünschensuhl, südlich des Westzipfels des Thüringer Waldes gelegen. Das Dorfwasser, der dünne Mühlgraben, fließt kläglich und seicht hinab zur salzigen Werra. Graue Fußwegplatten, Betonformsteine, gestriegelte Vorgärten ohne Schmetterlinge. Koniferenparaden. Kleine Brennessel-Ecken bei den ganz Alten hinter klapprigen Schuppenanbauten. Die Himmel ist frei, die Luft warm, die Vögel still. Jeder große Baum, der noch stehen darf, wirft wohltuenden Schatten. Am Kirchlein lassen wir uns zwischen dem Goldregen und dem Holunderbusch nieder. Die Linden zeigen an ihren Spitzen dürre Stellen.

Wie in allen Dörfern regt sich auch hier kaum etwas. In manchen kleinen Orten haben wir mit etwas Glück zwei oder drei Menschen gesehen, wenn man von denjenigen absieht, die im Auto an den staubigen Hausfenstern der Hauptstraße vorbeifahren. Ein verschlummertes, mittägliches Gähnen liegt längsgestreckt in Wünschensuhl. Hier könnte man friedlich wohnen, eine schöne Ruhe genießen. Aber das ist nur ein so dahingesagter Gedanke von Städtern. Wir kauen unsere Mittagsration. Die Hochglanz-Dachziegel, alle in Einheitsglasur, flimmern in der Hitze.

Ein Kleinwagen fährt nun am oberen Ende des Kirchplatzes hinter getrimmten Hecken vorbei und parkt vor einem Hof. Die Dame, die dem schillernden Vehikel entsteigt, blickt zu uns herüber: Wer hat sich denn hier eingefunden? Ich winke ihr und deute an, dass ich zu ihr kommen will. Hinter den Hecken laufe ich zu ihr hinüber, springe die drei Treppen hinunter, und sie ist schon verschwunden. Es ruft hinter mir her. Die Frau ist ebenfalls, aber vor der Hecke, zu uns gelaufen. Nun treffen wir uns, und ich gebe Auskunft über unseren kleinen Haufen. Die Frage, warum es so still ist in den Dörfern, schiebe ich nach. Die Frau ist heiter, zugänglich und zeigt ein herzliches Gemüt. Wir haben ein sehr freundliches Gespräch. Man sieht an den Autos, wer zu Hause ist, sagt sie. Viele Autos sind es gerade nicht, alle ausgefahren. So war es auch, als die Bauern und Holzarbeiter, die hier einst wohnten, mittags auf dem Feld oder im Wald gewesen sind, vermute ich. Ja, wenn es sehr heiß war, kamen sie aber auch rein, in die Häuser. Sonst mussten die Kinder das Essen raustragen. Jedenfalls war die Stille im Dorf mittags am größten. So wie heute eben auch. Die jetzigen Einwohner und Einwohnerinnen von Wünschensuhl sind allerdings ganz gewiss nicht auf dem Feld. Denn gesehen haben wir niemanden. Wo sind sie? Nach Eisenach, Gerstungen, Marksuhl oder Unterellen ausgerückt, mit ihren Autos, sagt die Frau. Und was machen sie dann dort? Antwort: Autos bauen. Denn ohne Autos ist man ja hier, so heißt es, und so ist es: aufgeschmissen. Die Leute machen früh weg aus dem Dorf, die Kinder werden mit dem Auto gleich mitgenommen, denn die kleine Dorfschule ist zu einer Privatwohnung umgebaut worden. Auch in der Bäckerei, in der Konsum-Verkaufsstelle, im Gasthof, in der Tischlerei und in der Mühle wird nur noch gewohnt. Es wohnen sogar mehr Leute im Dorf als früher. Doch da es all diese früheren Einrichtungen im Dorf nicht mehr gibt, muss man stets weit fahren. Dafür braucht es die Automobilindustrie. Das Ergebnis dieser Transformation bricht wiederum in das ein, womit man das Dorf so gern identifiziert, weswegen man vielleicht extra hergezogen ist: die Stille.

Ist man aber wirklich ihretwegen hierhergekommen und hat deswegen die Schule, den Gasthof, die Bäckerei und den alten Kindergarten in Wohnungen verwandelt? Nein, so wäre das nicht, sagt uns die Frau. Ich habe auch noch etwas anzufügen. Mein Schulfreund Michael erzählte mir einst die Geschichte seines Großvaters. Es hatte sich damals, in den 1920ern, schnell im Dorf herumgesprochen: Eine neue Fabrik solle morgen früh, in der fernen Stadt, ihre Tore öffnen, und es gebe gute Arbeit für viel besseres Geld als hier. In der Nacht fuhren die jungen Männer mit dem Fahrrad los, um sich gleich frühmorgens weit vorn in die Schlange stellen zu können. Wer zu spät kam, hatte Pech. Hatte man aber eine Stelle, so musste man in der Stadt bleiben. Die platzte plötzlich aus den Nähten. Und: Man musste vom Geld gleich ordentlich für Miete abzweigen; man wohnte eng, schlecht und teuer. An den Bändern der Autoindustrie war es laut, der Takt wurde nicht mehr von den Jahreszeiten bestimmt, die Vögel sangen nicht, es gab keine Stille und – Heimweh. Auch wieder Pech. Da es aber im Laufe der Zeit – die fleißigen Arbeiter machten es ja selbst möglich – immer mehr Automobile gab, konnte man sich, ganz gescheit, der weniger angenehmen Seite der Urbanität in gewisser Weise wieder entziehen. Denn draußen auf dem Dorf war kaum noch jemand. Viele Häuser waren leer, der Gasthof geschlossen, der Bäcker hatte zugemacht. Da kauft man sich doch dort wieder günstig ein, spart sich die hohe Miete, fährt jeden Tag die weite Strecke im Wagen (mit dem Fahrrad macht man das nur einmal) und hat wieder seine Ruhe – und dazu noch was gespart. Nicht ganz, muss man feststellen, eigentlich gar nichts, denn die Stille im Dorf gibt es ja nur, wenn alle ausgefahren sind. Zur einsamen Mittagsstunde. Sind alle wieder da, dröhnen die Rasenmäher, lärmen die Laubbläser, kreischen die Sägen, es wabert das Hitradio, und es schnurren die Pumpen am Pool – wenn der Feierabendverkehr durch ist. Und frühmorgens, als einst der Hahn krähte, hört man das Dröhnen von der Bundesstraße, auf die man ja auch selbst gleich einströmt, auch noch hintenraus.

Die Leute fertigen heute, jenseits des Dorfes und jenseits der Städte, Polyurethan-Hochleistungsdämmung, Hartbeläge und Achsentriebgehäuse, Batterieelemente und Strukturteile. In Eisenach läuft der „Grandland“ (auf deutsch „Großland“?), ein sogenanntes Sport Utility Vehicle (SUV) vom Band ins Land. Die „Unterbodengruppe“ entsteht im Gebäude „E100“. Nebenan auf dem „Shopfloor“ werden „die Bewegungen überwacht“. Möglicherweise herrscht auch da schon eine gewisse Roboterstille. Die Dörfler treiben sich bei Alsecco, A & E, FMT, EMU, Bosch und Opel mit ihren „Cobots“ herum, nicht auf den Feldern und in den Gärten, bewahre! – wo käme denn da der Wohlstand her. Auf dem Acker fahren schwere Maschinen, die irgendwo auf der Welt aus den oben aufgezählten Teilen mittels „online-Messtechnik“ zusammengebaut werden und die Arbeit des ganzen ehemaligen Dorfes leisten: Aus dem „Outside Conformity Gate“* auf die Scholle. Einer muss zwar noch fahren, doch mehr Leute braucht man nicht mehr. Die Landwirtschaft ist ebenso eine hochautomatisierte, erdölbasierte Sache, eine Freiland-Technologie geworden.)

Was, wenn nun, wie schon lange geahnt und verdrängt, diese schöne Zulieferer-Landschaft mit ihren ingeniösen Bauteilen, ihren Spezialkomponenten, Verteilern, Einheiten, Universalgehäusen und Sonderlösungen nicht mehr so schön schnurrt wie in den letzten Jahrzehnten? Wenn noch mehr Arbeitslosigkeit oder gar ein Zusammenbruch dieser auf fossiler Energie basierten, klimaschädlichen Wirtschaftsweise zwangsläufig ins Haus, besser: ins Industriegebiet steht? Was, wenn die Weltwirtschaft abtakelt und ein unmanierlicher Zollstreit alle Hoffnungen, dass es immer so weitergehen wird, tatsächlich aushebelt?

Noch gar nicht erwähnt sind dabei Rohstoffprobleme, Boden- und Wasservergiftungen, Klimaschäden, Austrocknung, Artenverlust, Migrationsdruck, Zoonosen und militärische Zwangslagen. Davon glauben diejenigen, die im Osten bald schon von nahezu der Hälfte der Menschen gewählt werden könnten, nicht reden zu müssen. Die Angst vor dem Einbruch, vor so einer Industrie-Stille, zeigt sich doch genau darin, dass jede zweite „Stimme“ sich eben jene „starke Partei“ herbeisehnt. Denn wenn es nicht mehr so weitergeht, wenn man gar nicht mehr in die Firma hinzufahren braucht, weil man selbst und die vielen Bauteile nicht mehr gebraucht werden, weil es einfach nicht mehr so weitergehen kann, weil dann, verdammt, doch eingetroffen ist, was bisher meistens eingetroffen ist: nämlich das, was die Klimawissenschaft einfach ausgerechnet hat.

Dann stehen, auch mittags, alle Autos im Dorf. Dann sind alle da. Dann wird es vielleicht zur Mittagszeit auch wieder am stillsten sein, alle sind wieder auf dem Feld. Und auch ich werde still sein. Was sollen wir dann noch sagen: „Wir müssen unseren Garten bestellen.“ Und wenn es auch noch am Nachmittag und am Abend still sein wird, denn auch die Landmaschinen stehen alle still im Dorf? Dann haben wir wieder eine friedliche Subsistenzwirtschaft und ein ausgeglichenes Gemüt. Doch so kommt es nicht. Denn die Leute aus den Städten werden schon ganz bald hierher kommen, wahrscheinlich mit dem Fahrrad. Dann werden wir noch einen einzigen Tag lang daran denken können, was Cicero**, in bürgerlicher Vergessenheit und beschaulicher Ignoranz der Weltgeschichte, sich als Ideal erträumte: „Wenn du einen Garten und eine Bibliothek hast, wird es dir an nichts fehlen.“

* Alle Begriffe in Anführungszeichen aus: www.automobil-produktion.de/produktion/factory-tour/hier-baut-opels-kleinstes-werk-das-groesste-modell-992.html (zuletzt aufgerufen 18.9.2025).

** Ad Familiares, Brief IV. an Varro

PROJEKT FÜR EIN NEUES LEBEN [AUSZUG] von Peter Rosei

Mit unseren Händen berühren wir die Steine, das Brot und den Lehm. Mit dem Schilfrohr haben wir uns überall blutende Schnitte zugefügt. Die Regentropfen fallen auf uns. An den Wangen der Menschen lehnen wir wie an einen Stein. Es ist uns alles gleich geworden. Wir haben den Sinn verloren. Da und dort halten wir uns auf. Wir erkennen die Farben des Regenbogens, aber wir halten sie nicht mehr auseinander. Die Stimmen der Vögel und der Menschen trennen wir nicht mehr. Wir schauen nicht in die Ferne. Alles ist gleich. Immer sind wir IN UNSERER NÄHE. Die Gewißheit, die wir anstreben, ist eine Gewißheit in den einfachsten Fragen. Unser Projekt ist in erster Linie auf dieses Ziel, auf das Eintreten der Gewißheit gerichtet. Wir wissen, daß, wenn wir ZIEL sagen, wir eigentlich MARSCHRICHTUNG meinen. Wie ein Wanderer, der sich noch in der Nacht auf den Weg gemacht hat, nicht sagen kann: Ich gehe dorthin, sondern nur sagen kann: Ich will bis dorthin kommen, so verhält es sich auch bei uns.

Versuch die Natur zu kritisieren, Salzburg/Wien: Residenz Verlag (1982), S. 130 f

AUS DEM TAGE-BUCH von Mischa Vogel

Mischa Vogel hat als Aktivistin der „500 Jahre Widerstands-Kampagne“ (500jahre.org) am Freyer Franker Haufen teilgenommen. Von allen Tagen, an denen sie mitgelaufen ist, hat sie abends über Social Media eine kleine Story gepostet. Hier eine Auswahl aus ihren Beiträgen.

In Franken fließt der Freyer Franker Haufen zwischen Gerste, Roggen, Hafer, Weizen. Der Wind legt den Feldern Wellen und wir treiben zu Gesprächen von einer zum andern

Die himmlische Frau Königin Maria erscheint uns auch an der ehemaligen Grenze, die immer noch bedrückt. Wir fragen einander: Was hast du November 89 gemacht und gedacht...?

Ab jetzt in Thüringen. Ein Schäfer der Agrargenossenschaft erzählt, sie schaffen konventionelle Milchviehhaltung UND Öko-Schafzucht harmonisch nebeneinander. Für 1 Kilo Schurwolle bekommen sie gerade 1,50 € (gegenüber 20 cent für konventionell :-/)

Nach vielen Kilometern (ich habe drum gerungen) erfreuen die Meininger mit einem Vortrag aus tiefem Ernst, mit Leidenschaft und größtem Respekt für die aufständischen Bauern

Und dann überbieten sie sich in Gastfreundschaft und Gedichte rezitieren. Aus eigener Schlachtung gibts einen Leberkäs, der auf der Zunge zergeht

Nach Schmalkalden laufen wir die „Hohe Straße“. Die war im Mittelalter gängig, denn die Täler waren versumpft. Nach Stunden im Wald betört von Ferne der Insel(s)berg

Erzähle ich auch, wie herausfordernd die vielen Kilometer als ungeübte Wanderin für mich sind und wieviele Blasen ich inzwischen an den Füßen habe? Ja, falsche Schuhe ;) Aber vielleicht kann das manche ermutigen. Die Sehnsucht nach Fryheit treibt mich voran

Im Freyer Franker Haufen bin ich aber gerade die einzige Fränkin, fast alle sind Sachsen ;D Der Bürgermeister lacht, das fränkisch-hessische Schmalkalden würde im Falle wieder zurück zu Hessen wollen, wozu es bis 1944 gehört hat. Und er ist parteilos, damit er mit allen reden kann, was es kommunal einfach braucht

Wir kriegen überall Wurst. Darauf sind Thüringer unheimlich stolz. Auch weil sie sie selber machen. Der famose Zeitenwanderer-Verein, aus dem uns einer sogar einen Weg begleitet, kocht für uns heute zur Abwechslung Eintopf. Wir haben Debatten, dass die Luft brennt, aber bleiben freundlich. Demokratie ist anstrengend. Menschen sind erstaunlich. Prächtige Welt.

Dahinten das Dorf Pappenheim hat sich nach Kriegsende zu Ehren Ludwig Pappenheims, Schmalkaldener Sozialdemokrat und Zeitungsmacher benannt. Denn er war 1934 ermordet worden im KZ. Seit 1990 aber heißt es wieder Kleinschmalkalden. Das Wegfegen aller Spuren der SED-Diktatur nahm auch die Ehre an diesem aufrechten Menschen mit. Der Preis, das eigene Leben für den Widerstand zu geben — 1933, 1525..., ist fühlbar in diesem Augenblick

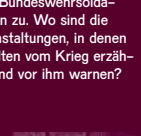
In seinem Garten hat ein Anwohner Protestschilder aufgestellt. Er wettert gegen seine Nachbarn: Die Landwirtschaft. Den Staub vom schnellen Fahren, die untrinkbare Quelle, die rießigen Maschinen, das mehr-mehr-mehr... bringen ihn zur Verzweiflung. Er sieht nicht so aus, aber er schreit nach mehr Öko. Als ich danach vorbeifahrenden Treckern winke und sie winken lieb zurück, schreit es in mir: Wie kommen wir wieder zusammen?!

Gefeiert sei der Dorfbahnhof und seine alten Wegweiser. Bei mir ist jetzt nach extrem-Körper exteme Kopfarbeit die nächsten Tage dran.

Wie wird der Haufen sein, wenn ich in ihn wiederkehre?

„Wann krieg ich endlich Frieden?“ Im Zug steigen viele Bundeswehrsoldat:innen zu. Wo sind die Veranstaltungen, in denen die Alten vom Krieg erzählen, und vor ihm warnen?

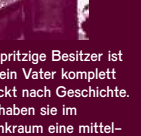
Fange Kirschen auf, wenn eine:r sie vom Baum herunterwirft



Gleich landen wir zufällig im unglaublichen Pfuhlshof, in dessen Eingang die Geschichte von Treffurt und dem Hof seit dem Jahr 0 (!) an die Wand gemalt ist.

Ziehe ins Eichsfeld, wenn dir deine Welt zu schmutzig ist. Dort wird jeden Samstag erst die Wohnung, dann die Straße geputzt

Der spritzige Besitzer ist wie sein Vater komplett verrückt nach Geschichte. Z.B. haben sie im Schankraum eine mittelalterliche Kasse nachgebaut. Zum Schutz vor Raub wurden die Münzen in einen ausgehöhlten Holzpfosten gesteckt und konnten dann unten nur langsam entnommen werden...



Gehe zur Quelle und labe dich, wie vor dir Menschen seit Jahrhunderten

Warum heißt es Bauernkrieg? Müsste es nicht eigentlich Herrenkrieg heißen? Denn die Herren haben Abertausende abgeschlachtet, nicht die Bauer:innen!

Danke 1516 gegründeter Schützenverein Treffurt, dass du den Bauernhaufen 1525 Waffen gabst. Deswegen bist du nach der Niederlage für eine Zeit entwaffnet worden. Heute ist dort Pfingstschießen und es gibt Sperrracheneintopf — das ist Wildschweingulasch mit Kirschen. Denn das Werratal = Kirschenland. Und wir kriegen Obdach in ihrem Vereinshaus.

Im Schachspiel von Doug Miller kämpft Gut gegen Böse 1525. Hätte die gute Seite gewonnen, gäbe es heute das Wort „Bauernopfer“ vielleicht nicht

Hier war der Kopf von Thomas Müntzer 1525 aufgespießt. Ein Mühlhauser Paar erzählt uns am Denkmal vom Niedergang der Stadt seit 1989. Die Jugend geht weg und sie wollen es auch. Die bleiben, finden ihr Zuhause nicht mehr, es verschwindet mit den Gegangenen. Die Gehen, sind entwurzelt, wurzeln oft nicht an. Wir diskutieren, ob alle da bleiben sollen wo sie sind, und für ein besseres Leben kämpfen

Auf dem Weg zum Kloster Volkenroda lädt ein landwirtschaftlicher Betrieb zum Ferkelkino = Schaufenster mit Blick auf Ferkel und Muttersauen. Daneben hängen Tafeln, auf denen sich die Landwirtschaft sachlich erklärt und um Wertschätzung und Anerkennung ringt

Heute ist es wieder aufgebaut. Die Zerstörung des Klosters Volkenroda durch Bauernhaufen und Mühlhauser Bürger:innen 1525 gilt als Dammbruch. Denn kein strafendes göttliches Feuer fiel hernach aus dem Himmel. Und kein einziger Mönch kam dabei zu Schaden

Heu-mach-Zeit im Kyffhäuser-Land. Bei euch auch? Viel Erfolg!

Abbauberge vom Kalibergbau in Bleicherode. Hier ist alles vom ehemaligen Bergbau unterhöhlt. Bis zu 700 Meter tief! Die Werra ist immer noch arg versalzen. Die Annektion der DDR hat viele Bergbau-Träume platzen lassen

Das jüngere „Bergvolk“ (Selbstbezeichnung) von Jechaburg bei Sondershausen macht ihre Kneipe inzwischen einfach selbst und kommt dort regelmäßig zusammen. Der Freyer Franker Haufen ist dort heute eingeladen und untergebracht. Und es ist immer wieder schön, wenn sich Vorurteile auflösen und steife Mannsbilder auftauen. Wir treffen einen Musiker von der der Band „Zweiter Aufguss“ die eine tollen song gemacht haben:

„Als der Bauer aufstand“ hört und seht es unter: youtu.be/e4xXOF1nO_E

Auf dem Schlachtberg angekommen lesen wir Thomas Müntzers letzte Predigt, wünschten, ihm hätte ein guter Militär-stratege zur Seite ge-standen (der Glaube hat Grenzen), diskutieren über die heutige Fürsten-Mentalität und singen ihren Kirchenchoral „Komm heil'ger Geist“… Schwer wird uns das Herz

= Alles gehöre allen. Vielleicht hat Müntzer das gesagt, vielleicht nicht.
Der Freyer Franker Haufen jedenfalls hat das Essen geteilt. Nur die Thüringer Würste fehlen auf dem Bild. Und die breite Gastfreundschaft dahinter.
Wie einer zuvor fremde Menschen ans Herz wachsen können. Was ein Haufen! Was für Persön-lichkeiten auf unserem Weg!

So dankbar für diese herausfordernde, großartige Erfahrung

Die Bauernaufstände sind 500 Jahre her, davon gibts doch heute keine Spuren mehr…
Doch. Noch ziemlich viele Klosterruinen. Wie hier in Göllingen

Der letzte Gang des Freyer Franker Haufens auf Bad Frankenhausen (linkerhand) zu. Ab-wechselnd singe und schreie ich „Des Geyers Schwarzer Haufen“, weine und träume, wie die Welt heute aussehen könnte, hätten sie 1525 gewonnen

Als Symbol für den Bauernkrieg steht auf dem Schulfest des Gymnasiums in Bad Frankenhausen, auf dem wir am Abend von unserer Wanderung erzählen, ein Traktor. Am Ende fährt der Sohn des Bauern leuchtend vor Stolz mit seinem Vater darauf davon

Gemeinschaft ist so schön

Als hätte ich Thüringer Landschaft inhaliert, als lebte sie jetzt unter meiner Haut…
Oh wunderschönes Land und alle die sich darum mühen

Jeden Tag war DDR, Ostdeutschland, „Wende“ und Ost-West… Thema. Ostdeutsche im Haufen pochen auf Eigenverant-wortung. Ich finde klagen nachvollziehbar, weil v. a. den kapitalistischen Westen verantwortlich. Menschen, denen wir begegnen, freuen sich über soviele – von hier –

Warum haben Franken-hauser:innen beim Aufstand mitgemacht? Die Stadt war eigentlich reich durch ihre Sole-quellen = Salzgewinnung = das weiße Gold. Doch die Oberschicht (Patrizier) behielt allen Gewinn für sich. Die Gesell:innen selbst konnten sich das Salz nicht leisten! Drum setzten sie 1525 den Rat der Stadt ab und riefen Mühlhausen und Müntzer herbei. Ausbeutung und Unge-rechtigkeit gehören nicht der Vergangenheit an. Darum: Widerstand!

Zum Abschluss schließen wir uns am nächsten Tag noch einer Wanderung der Frankenhäuser Fest-spiele zu „Zufriedenheit“ an. Die z. B. kommt, wenn Wut sich in Mut umwandelt. Mich macht zufrieden, wie wir in meiner Kleingruppe den 9. Artikel von Memmingen ins heute schreiben: Macht- und Profitinteres-sen verhindern auch 500 Jahre später Gerechtig-keit. Wir wollen gemein-same Werte und das gesellschaftliche Wir wiederfinden

Wir preisen die vor uns, die sich um Quellen und Obstbäume gekümmert haben. Wir müssen uns kümmern.

OHNE NAMEN...
von Yve Baltruschat

ohne namen ...
bushaltestelle in sülzfeld
situation: chipstüte
das wunderhübsche mädchen eins
schnattertasche, redet viel und schnell, lächelt wunderschön
doch enttäuschung, der lebenspartner der mutter
die beziehung ist beendet, er hat den kontakt auch zu ihr abgebrochen.

was sie von sich sagt: geringer IQ im test, ADHS-diagnose
mangelndes selbstwertgefühl
mädchen zwei schweigt und lächelt. kommt einfach nicht zum sprechen
fühlt sich aber nicht unwohl in der situation.

ich im gespräch mit mädchen eins
meine antwort geht in eine monologform, das mädchen ermutigen:
intelligenz zeigt sich auch im sozialen. du musst seltener rechnen können im leben
als dass du mit menschen in einem gutem kontakt stehst.
ADHS hat viel gutes. kreativität spontanität. mach es dir zu nutze.
passe auf, dass du nicht auf dein äußeres reduziert wirst.
versuche dich nicht durch dumme meinungen verunsichern zu lassen.

du bist gut, wie du bist.
gehe raus aus dem kleinen dorf. komm nach leipzig.
beide kids mit großem lächeln im gesicht.
tschüss. bertram wartet schon längst :)

leider keinen flyer gegeben. das hat mich lange beschäftigt.
ich hätte sie gern wiedergesehen. eine tolle person mit enormer ausstrahlung.
wir hätten uns gut verstanden.
ich hätte ihr noch gerne mehr hilfe für die ersten wege gegeben.
viel glück ...

NEUER HIMMEL, NEUE ERDE
von Bertram Haude

„Es pocht eine Sehnsucht an die Welt, an der wir sterben müssen."[1]
Kürzlich erfuhr ich nebenbei, bei einem Gespräch mit einer Achtzehnjährigen, dass es mit der Erde ja sowieso bald zuende sei. Nicht weil das Weltende durch einen Kometeneinschlag, eine bevorstehende Eiszeit, einen Gammablitz oder durch das wieder neu berechnete Weltgericht bevorsteht. Nein. Die Erde wird vergehen, weil wir, die zu vielen Menschen, den übermäßigen Verbrauch von Ressourcen einfach weitertreiben. Weil wir die Veränderung des planetaren Klimas, die Ausrottung der Arten und die Zerstörungen der Biosphäre selbst und wissentlich verursachen und sehenden Auges in Kauf nehmen. Die Anerkennung dieser Tatsache ist aber, auch für sie, weiterhin kein Grund, die eigene Lebensweise konkret zu ändern, im Gegenteil. Wenn es schon so kommt, warum soll ich in der verbleibenden Zeit auf die immer noch möglichen Formen des privaten Vergnügens verzichten? Als die Propheten einst riefen und die Klimaforscher heute sagen: Kehrt um und ändert euer Leben, blieben und bleiben die Antworten, meistens jedenfalls, diejenigen, wie sie diese Achtzehnjährige noch heute gibt. So haben wir es ja auch von den Alten gelernt. Die Umkehr der Stadt Ninive ist ein seltenes Gegenbeispiel.

Prophetie vom Weltende

Als ich mich in diesem Jahr mit Thomas Müntzer und seiner prophetischen Rede vom Weltende beschäftigte, erfuhr ich, ebenfalls nebenbei, dass es ja schon in der Antike einzelne Gruppen gegeben hat, die das Ende der Welt in den Mittelpunkt ihrer Lehre und ihrer Aktivitäten stellten. Sie drängten es gerade nicht beiseite, sondern sahen ihm erwartungsvoll entgegen. Eine solche Strömung war, so las ich, der Montanismus. Er trat in der Mitte des zweiten Jahrhunderts auf und fand in Tertullian, so sagt es Walter Nigg[2], seine historisch am klarsten fassbare Gestalt. Von diesem Tertullian behauptet Nigg, dass er eine „ungebändigte Natur" mit prophetischem Anspruch gewesen sei. Zudem soll er ein „Fleischeshasser" und Rigorist gewesen sein, der die bedenkenlosen Verhaltensweisen des Menschen, besonders erkennbar in der Verweltlichung der entstehenden christlichen Kirche, als Grund der Verderbnis ausmachte.

Die Vorhersage des Weltendes war allerdings damals noch etwas völlig anderes als die heutige Rede vom Ende der vom Menschen bewohnbaren Erde. Denn die antike Erwartung bezog sich, so wie später auch bei Müntzer, vornehmlich auf die Annahme, das Christus die Frommen in allernächster Zeit aus der irdischen Misere erlösen wird. Dieser Glauben wurde bei den Montanisten durch prophetische Verkündigungen entfacht und begeisterte diejenigen, die den immer gleichen Gang der Welt mit Kopfschütteln, mit Schrecken und schließlich auch mit Abscheu betrachteten. Betont werden muss, dass sowohl die Montanisten als auch Müntzer davon ausgingen, dass es nicht ein ungerechter Gott ist, der das Leid über die Menschenkinder bringt, sondern dass es die ungerechten Menschen sind, die ihre Freiheit und ihren Eigenwillen auf schädliche Weise gegen ihre Mitgeschöpfe gebrauchen. Man könnte nur fragen, warum Gott die einen nicht vor den anderen beschützt. Wer jedenfalls von der Niedertracht des Weltgetriebes, von Kaisern und Politikern, von der irdischen Gesinnung der Kirche, ja von der Gedankenlosigkeit und dem Eigennutz der „Leute" enttäuscht war, der öffnete seine Ohren für eine radikale, außerweltliche Tröstung, welche die prophetischen Reden in Aussicht stellten.

Schwärmerei?

Diesem enthusiastische Sog, der von den Montanisten und auch von Müntzer und anderen „Propheten" ausging, stellten sich diejenigen entgegen, die davon ausgingen, dass alle Offenbarung durch die biblischen Propheten, durch Jesus Christus und durch die Apostel hinreichend ausgesprochen sei. Wer könne sich denn erkühnen, dem noch etwas hinzuzufügen? Auch Luther vertrat die Position, mit dem Neuen Testament sei die Prophetie abgeschlossen, es gebe keine grundlegend neue Inspiration mehr. Wir haben alles, was wir brauchen, um in dieser Welt fromm zu leben. Es gehe nur noch darum, das Evangelium zu verkünden und an dem geoffenbarten Wort Gottes unverbrüchlich und konsequent bis zum Ende festzuhalten. Deshalb waren die neuen Propheten, die man abfällig „Schwärmer" nannte, mindestens verdächtig. Was hatten sie denn zu vermelden, was nicht schon durch die Heilige Schrift verkündigt wäre? Waren das nicht vielmehr Ihre eigenen Phantasien, gar Ideologien, die sie sich aus einzelnen Bibelstellen zusammengestrickt hatten? Diese bis zur Verketzerung gehenden Urteile und die Passivität der Obrigkeiten waren den „Schwärmern" natürlich Bestätigung ihres höheren Auftrages. Denn das Wehen eines Geistes war für sie im Herzen spürbar. Der Geist ist doch stets gegenwärtig und sendet sein Feuer in die „Auserwählten". So konnten – oder wollten – sie nicht anders, als sich selbst mit aller Kraft für die von ihnen ersehnte Erlösung im Hier und Jetzt, in der konkreten sozialen Situation einzusetzen.

Mit „Knecht Gottes wider die Gottlosen" unterschrieb Müntzer kämpferisch seinen aufstachelnden Brief an die Mansfelder Bergleute. Was Montanus, der Prophet und Begründer der montanistischen Bewegung, einst für sich in Anspruch nahm, ist uns nicht bekannt. Dass die Montanisten zum Kampf gerufen hätten, davon ist auch nichts überliefert. Im Strom der fortgesetzten Prophetie aber finden wir Müntzer mit starken Schwimmzügen unterwegs, der, wie Montanus, die unmittelbar bevorstehende leibliche Wiederkunft Christi in der Welt erwartete.

Verstetigung

Also, nach meiner Kenntnis, sagte Müntzer, unmittelbar bevorstehend. Morgen, oder gar jetzt, wenn Sie diesen Text lesen, kann es geschehen. *Was* würde dann geschehen, was erwarteten Montanus und Müntzer? Beide predigten Buße, auch drohten sie mit Schrecken. Aber nicht für die Frommen, die sich aller weltlichen Aus- und Einrichtung fernhielten. Denn immer wieder weltlich eingerichtet hatte sich, weil der Glaube an die versprochene Wiederkunft Christi nach und nach etwas beiseite gelegt wurde, die etablierte Amtskirche. Sie sprach zwar vom Heiligen Geist, hatte aber mit der Zeit etwas ganz anderes institutionalisiert: Den Geist der Hierarchie, den ihres eigenen Rechts und ihrer weltlichen Herrschaft. Das zieht sich, mit den entsprechenden Gegenbewegungen, durch die ganze frühe und mittelalterliche Kirchengeschichte. So auch wieder zu Müntzers Zeit: Der Ablasshandel des päpstlich-römischen Prunkregiments, die Anmaßungen des hohen Klerus und der Äbte, das stimmte nicht mit dem Vorbild überein, das Christus gegeben hatte.

Schon mit der Etablierung des Christentums als Reichskirche, spätestens durch Kaiser Theodosius, war das ausstehende Reich Gottes zu etwas geworden, was man vielleicht gar nicht mehr so richtig brauchte – jedenfalls aus politischer Perspektive betrachtet. Die Kirche, die *ekklēsía*, das ist die Gemeinschaft der Gläubigen in Christus. Die Institution der römischen Kirche aber nahm in den Jahrhunderten an Einfluss und Macht immer mehr zu. Sie nahm selbst die Form eines irdisch-feudalen Apparates an, der oft von gewinn- und herrschsüchtigen Menschen aus den Oberschichten verwaltet wurde. Auf diese Weise wurde sie zu einem Weltreich. Es glich sich den Fürstentümern und Königreichen der Welt nicht nur an, es wollte sogar noch über sie alle herrschen. Das lebendige, erlösende, alle gleich frei machende Zeugnis von Jesus Christus wurde latinisiert, mit Herrschaftsansprüchen versehen, verklostert und in Prachtbibeln eingebunden. Der Enthusiasmus, das Feuer, der im Seelengrund stürmende Glaube, die Freiheit, auf die man sich immer wieder in christlich-solidarischer Liebe unter den Brüdern und Schwestern berief, das alles musste dann, vom fürstbischöflichen Palast und von der gräflichen Höhenburg aus, als bedrohliche Schwärmerei erkannt werden. Was da keimte und blühte, das waren phantastische und gefährliche, die eingerichtete Ordnung aufwühlende Störungen. Die Lehre von der Parusie, *adventus Domini*, also der Ankunft des Herrn, war wie weggetrocknet. Er kam und kam ja auch nicht. Das Ausbleiben des Erlösers war für die treuen Christen des Anfangs, die sich mit Leib und Leben auf seine Wiederkunft ausgerichtet hatten, ein schwerwiegendes Problem: Ihr Gott war weggegangen und kam, trotz fester Zusage, nicht wieder. Jedenfalls nicht so, wie man sich das ausgemalt hatte. Von Anfang an waren sie deswegen auch dem Spott ihrer Umwelt ausgesetzt. Es ist schon ein Wunder, dass das Urchristentum dieses Nichteintreffen der angekündigten, konkret leiblich vorgestellten Erlösung überstand.

Reich Gottes

„Wahrlich, ich sage euch: Es stehen einige hier, die werden den Tod nicht schmecken, bis sie den Menschensohn kommen sehen in seinem Reich“.[3] Darauf hatten sich die ersten Christen mit Leib und Seele eingestellt. Diejenigen, die „vollkommen“ sein wollten, lebten sozusagen gegen die Welt, in Armut, Abgeschiedenheit, Ehelosigkeit, in Gehorsam und Fasten „um des Himmelreiches willen“. Denn es wird nur noch kurze Zeit sein, bis der Erlöser wieder bei seinen Gläubigen ist. Doch diese Hoffnung hatten einige Christen, erhobenen oder gesenkten Hauptes, wohl schon bald aufgegeben. Etliche waren bereits gestorben, und es geschah doch nichts. Im zweiten Petrusbrief wird auf die ausbleibende Einlösung dieses Versprechens eingegangen: „[…] dass in den letzten Tagen Spötter kommen werden […] und sagen: Wo bleibt die Verheißung seines Kommens? Denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es alles, wie es von Anfang der Schöpfung gewesen ist.“[4] Was aber sollte denn geschehen? Und heißt es nicht auch in diesem Text, dass die Spötter „in den letzten Tagen“ auftreten werden? Also müsste es doch *jetzt* an der Zeit sein! Man konnte sich da nur immer wieder mit der göttlichen Geduld weiterhelfen, die allen, auch und gerade den Spöttern, noch die Gelegenheit zur Umkehr gibt.[5]

Wie hatten die frühen Christen und wie hatte Müntzer die Aussage über die Wiederkunft Christi eigentlich aufgefasst? War und ist diese Erwartung, dass Christus erneut fleischlich, wie ein allzu-irdischer Befreier, Einzug halten werde, womöglich ein tragisches Missverständnis? Waren diese Worte nicht auf etwas anderes gerichtet als auf eine Reform der bestehenden, materiell-sozialen Lebenswelt? Müntzer jedenfalls, der sich schließlich als „verstorer [Zerstörer] der unglaubigen“ ausgab, war nach den Enttäuschungen, die er in seinen Bemühungen als Prophet erfuhr, selbst stark verstört. Er war sich bald umso mehr sicher, dass, nachdem die Frommen von den Gottlosen geschieden sein würden, das Ende sichtbar kommen werde. An einem Kalendertag in unserem Leben. Die einfachen Menschen betrachteten die Sache wohl etwas anders. Die Prophetie vom Gericht nahm man mehr für das in Anspruch, was vor Augen lag, was der Leib erdulden musste und zu oft kaum ertragen konnte. Man mochte sich nicht mehr mit dem weltlichen Theaterspiel vertrösten und verspotten lassen, von den Prälaten so keck „Göttliche Ordnung“ betitelt. Denn die Moral dieser Vorstellung war immer wieder die gleiche: Seid fein geduldig ihr guten Leute, Schmerz und Elend auf Erden und auch unsere von Gott gegebene Herrschaft müsst ihr in Demut annehmen. Gott will es so, sonst würde er ja kommen und die Sache ändern!

Und wenn er nun käme? Wenn er nun endlich kommt, mit himmlischer Kraft? Wenn er wie ein Wirbelwind in seine neuen Propheten herabfährt? Wenn er die Herzen der Gemeinden entflammt, den flehenden Geist nächtens in Gesichten heimsucht und den Regenbogen, das Zeichen des Gottesbundes, im rechten Moment schillern lässt? Man war wieder ganz dicht dran, 1525. Man meinte und hoffte wieder einmal, der als sichtbares Ereignis vorgestellte Moment sei nahegekommen. Er würde sich in Raum und Zeit ereignen, so, wie Paulus es einst gesagt hatte. Und etwas Gewaltiges, Furchtbares musste es sein, wie die Propheten gedonnert hatten. Ja, mit Donner und mit Posaunen würde sich die Gerechtigkeit hier in dieser Welt niederlassen.

Das Reich in der Seele

Mit Donner und Pulverrauch, in einer endzeitlichen Schlacht? Konnte und kann man sich die Rede von den „letzten Zeiten“ nur so vorstellen? Konnte und kann es denn nicht auch etwas sein, was sich im Inneren eines Menschen vollzieht? In der Seele, die der Heilige Geist solcherart berührt, dass sie von Frieden und Gelassenheit erfüllt wird? Ist es nicht der Heilige Geist selbst, der eine überweltliche Geduld gibt? Eine weite Freiheit, die sich Gerechtigkeit nicht selbst verschaffen zu müssen glaubt, erst recht nicht mit Waffengewalt. Diese nur von Christus zu beziehende Gesinnung ist mit alltäglichen Gedanken und irdischer Vernunft geradezu unfassbar. Denn in ihrer Konsequenz bedeutet sie nämlich, dass man alle Ansprüche, ja eigentlich alle Rechte auf weltliche Gerechtigkeit aufgibt. Es bedeutet, alle Habe, alle Bindung, ja sogar alles Leben preiszugeben, weil man den Frieden Christi, der als einziges Gut unantastbar ist, nicht selbst erringen, erhalten oder verteidigen kann. So kommt man zu der Erkenntnis, dass das Reich Gottes nur in der Seele, also inwendig in uns sein kann. Die Ausgießung des Heiligen Geistes zu Pfingsten, in die Seelen der Gläubigen, ist also eine Gestalt der Wiederkunft Christi. Dieses Geschehen im Inneren des Menschen war schon zu früheren Zeiten der Gegenschwung zu jener Erlösungshoffnung, die im Reich der materiellen Welt vorgestellt wurde. Auch Luther hat das so verstanden: „Es ist nahe bei dir, so du willst. Ja, es ist nit allein bei dir, sondern in dir. Denn Zucht, Demut, Wahrheit, Keuschheit, und alle Tugend – das ist das wahre Reich Gottes – (das) mag niemand über Land oder übers Meer holen, sondern es muß im Herzen aufgehen.“[6] Daran zeigt sich, dass auch Luther in der Tradition der Mystik steht, die dieses Denken als eine Antwort auf die ausbleibende, äußerliche Welterlösung hervorgebracht hatte. Am jüngsten Tag erst löst sich alles Leibliche auf – dann erst spricht Christus: „Doktor Martine, komm her!, und es wird geschehen im nu.“[7]

Man kann dem Reich Gottes keine Gewalt tun. Man kann es nicht herbeifechten. Es soll gut werden, gut sein – ja, das wünschen wir. Nur ist es nicht äußerlich herbeizukämpfen, auch wenn alle Signale und Regenbögen ihre Farben zeigen. Impulse aber sind heftig: Wir wollen nicht Zögern, wir wollen uns mit

allem, was wir empfinden, in die Hoffnung stürzen, jetzt, *hic et nunc*, auf dem Berg von Frankenhausen. Vor aller Augen sollte, nach Müntzers Dafürhalten, unter Zuhilfenahme menschlicher Kraft, das Gottesreich erscheinen. Luther widerstand diesem Ansinnen. Das Reich Gottes steht nicht in dieser irdischen Zeit. Es weht durch diese Zeit hindurch.

Erwartung

Man kann und muss aber auch fragen: Wollten die Leute, die nur mit Sensen und Knüppeln den Kanonen und Landsknechten die Stirn boten, wirklich auf diese Weise das Reich Gottes etablieren? Was durften sie glauben, was konnten sie wissen? Was für Gedanken waren das, die sie antrieben? Genugtuung, Rache? Revolution? Endlich ein auskömmliches Dasein? Wollten sie den göttlichen Willen ausführen? Oder wollten sie nicht eher ihrer Verzweiflung und Herabsetzung in gerichteter Aktion Luft verschaffen, ihre Wut kühlen, dann aber wieder nach Hause gehen, vielleicht mit etwas Beute und Stolz im Gepäck, und ihre Kinder und Kindeskinder im irdischen Halbfrieden dieser Welt aufwachsen sehen? Wollte man wirklich das Reich Gottes auf der Stelle? Schaut man sich die zwölf Artikel der Bauern an, so ist von diesen Dingen, vom Reich Gottes, deutlich gar nichts erwähnt. Sie sind ganz auf die irdischen Sorgen ausgerichtet und wünschen lediglich Verbesserungen und Gerechtigkeit im ökonomischen und sozialen Leben – das also, was von alters her mehr oder weniger als Recht gegolten hatte. Und einige Zugeständnisse, die die Herren machen sollten; mehr verlangte man ja gar nicht. Um solche Profanität wiederum, solch innerweltliches Ansinnen, war es Montanus, war es den joachimitischen Spiritualen, den chiliastischen Strömungen, den Taboriten und eben auch Müntzer mitnichten zu tun. Sie wollten ein neues Leben, geboren aus dem Geist, eine göttlich zugesagte Befreiung des irdischen Seins, ein kosmisches Beben.

Volk Gottes

Das war und ist denen aber, die obenauf sitzen, nur ein Unsinn, im Ernstfall Erfrechung und räuberischer Aufruhr. Denn sie, die Fürsten der Welt, ob weltlich oder kirchlich, sind, was sie sind, von Gottes Gnaden. Alles war und ist für sie ganz richtig. So wie es sein soll. Mit diesen Herren, die als von Gott eingesetzte Obrigkeit ihren Pflichten nicht nachkommen, sich nicht für die Frommen und Leidenden engagieren, ist, so folgerte Müntzer nach vergeblicher Predigt, nichts zu gewinnen. Kein Frieden und schon gar nicht das Reich Gottes. So wendete er sich ganz jenen zu, denen Gott sein Erbarmen schon immer zugesprochen hatte: den Armen und Verachteten. Denn, so sagte Christus in der Bergpredigt, „Selig ihr Armen – euch gehört das Reich Gottes“ (Zürcher Bibel). In Müntzers Vorstellung also: das einfache, darbende, zu wahrer Ehrlichkeit und Herzensgütige fähige Volk. So setzte Müntzer kurzerhand – er soll es nach seiner Gefangennahme selbst erkannt haben – die armen Leute, die Bauern und die angeblich Schlichten mit dem „Volk Gottes“, mit der „Gemeinde der Auserwählten“ gleich. Es war und ist unrichtig, Müntzer als sozialen Aufrührer und Bauernkriegsanstifter zu glorifizieren oder anzuprangern. Er sah im Volk nicht eine unterdrückte Klasse, sondern diejenigen, denen das Reich Gottes zugesagt ist. Und das Volk wiederum verwechselte ihn und die erregten Apokalyptiker mit der Stimme Gottes. So sangen sie zwar gemeinsam auf dem Berg den Choral „Komm, Heiliger Geist“, gingen aber zusehends des Evangeliums verlustig. Denn so, mit selbstgebauten Morgensternen und Plünderungen, war das Reich Gottes, der wahre Morgenstern Christus, nicht herbeizuholen. Doch auch die Kirche und die Fürsten erlagen dem Verlust des Evangeliums. Man rechnete sich das Bauern- und Ketzerschlachten zur Gerechtigkeit. Das hatte Luther unterschrieben. Wieviel Verzweiflung, Gewissensnot, Elend und Gram lagerte sich am Grund der Überzeugungen und Seelen ab? War nicht, wie Franz Overbeck nicht umhin konnte festzustellen, die Kirchengeschichte die beste Schule, um am Dasein Gottes als Weltenlenker zu zweifeln?

Enttäuschung

Nachdem die Vorhersagen und Prophezeiungen sich mit konstanter Verlässlichkeit nicht bewahrheiteten, nachdem das Blut in Frankenhausen in Rinnen den Berg herunter floss, sank man wieder hinab in das irdische Leid und die irdische Leier. Man war womöglich schwer traumatisiert, doch letztlich froh, wenn man sich selbst noch lebend nach dem heimatlichen Hof retten konnte. Man wusste schwerlich, wie man Gott für alles danken sollte, denn die Schuhe klebten noch vom Blut der Brüder. So wie den Montanisten blieb den Müntzerischen die Enttäuschung nicht erspart. Man überspannte die Sehnsucht. Der Bogen zerbrach. Wovon war man enttäuscht? Dass der Himmel tatenlos und wolkenverhangen war? Also vielleicht gar nicht zusah, was geschah – oder weil er gar irreführende Zeichen sandte? Oder darüber, dass man sich überstürzt in den Rausch begeben, dann trotz und mit Glauben verloren hatte und sich folglich die eigene Sünde der Vermessenheit eingestehen musste? Weil man trotz allem stets der Dumme blieb?

In der DDR wollte man sich vormachen, dass man nun doch, weil man die Sache nach über 400 Jahren wieder selbst in die Hand genommen und die Herren vertrieben hatte, „Sieger der Geschichte“[8] sei. Der Einbruch ließ ebenfalls nicht lange auf sich warten. Man kam jedoch nicht umhin, das, woran der staatliche Entwurf der DDR sich festmachen wollte – und es auch ernsthaft versuchte –, als ein neues Reich zu bezeichnen, das im Sinne der sozialen, irdischen Gerechtigkeit aufgebaut werden sollte. Kamen nicht die Sehnsüchte des Volkes endlich zu ihrem Recht – falls es ein solches geben sollte? Tragischerweise scheiterte dieser Versuch wieder an den Menschen: Sie hatten diesen nicht auf kapitalistische Ausbeutung beruhenden, aber dürftigen Sozialismus, der zwar viel versprach, aber rigide handelte und schließlich ökonomisch und politisch hilflos wurde, zunehmend satt. Die hehren Ziele sanken zu morschen Parolen herab. Man wollte mehr weltliche Güter – Ideale hin oder her. Was hätte man haben können! Hätte man es haben können?

Es ist hier!

Wer auf das Beste hofft, wird immer wieder enttäuscht. Am besten also aufhören mit dem Hoffen? Oder, Lehre der Geschichte, um Schaden künftig zu vermeiden, ein immer treu Wartender bleiben bzw. werden? Luther schlug sich mit dieser Frage nicht so hastig herum. Hatte nicht auch schon der heilige Augustinus zu verstehen gegeben, dass die Kirche selbst das Reich Christi auf Erden sei? Ja, diese Kirche der Heiligen und Geduldigen, in ihrer ursprünglichen, von Gott gegebenen Gnade und Gestalt, wollte Luther retten. Wozu denn die Gegenwart, alles was wir haben und sind, die Lebenswelt, in die wir eingebunden sind, entwerten? Warum alles aufs Spiel setzen, wo wir doch jetzt schon – durch Taufe, Glaube, Gnade – des Heils teilhaftig sein können? Luther meinte, man könne eben mit einem Bein in der Welt und ihrem Getriebe stehen und mit dem anderen im Reich Gottes. Müntzer lehnte diese Sicht, die Zwei-Welten-Lehre, ab. Für ihn war fast alles in diesem Jammertal, auch die festgefahrene katholische Kirche, dem Untergang geweiht.

Luther wollte die Kirche als den Schlüssel zum Reich Gottes wieder passend machen. Sie sollte und musste, wenn auch nur als Durchgangsort, in der Welt gehalten werden. Denn die Kirche ist der Ort der Sammlung, der Sakramente und des Ausharrens. Die Kirche hat ihre Arbeit in der Welt: „Die Irrenden gehen nicht unter, weil du noch den Weg weißt, und die Sünder werden verschont, weil du noch betest. […] Denn um deinetwillen lassen die Himmel den Erdball nicht fallen: alle, die dich lästern, leben von dir!“, so Gertrud von le Fort über die Kirche.[9] Das ist ihre Aufgabe, aus der sich alle ihre Taten ergeben, mehr ist jetzt nicht machbar. „So können wir trotz allem freudig und mutig handeln, nicht *um* das Reich Gottes kommen zu lassen, sondern *weil* wir wissen, dass das Reich von Gott her kommt.“[10] Den letzten Tag aber, den bestimmt der „Alte der Tage“[11] selbst.

Schwere Zuversicht

Das weltliche Gift, das immer wieder in die Kirche eindrang, die Anmaßung irdischen Macht und die mafiosen Ränke von Erzbischöfen und Päpsten hatten im 15. Jahrhundert, wieder einmal, ein unerträgliches Ausmaß angenommen. Die Verwirrung und Angst der Menschen und die damit einhergehende Erwartung

des Weltendes brachten einen Gärprozess in Gang, der sowohl die weltlichen als auch die kirchlichen Institutionen hätte wegschwemmen können. Es musste – in der antiken Welt wurde dies genauso wahrgenommen wie am Vorabend der Neuzeit – Ruhe geschaffen werden. In der Spätantike konnte man mit den Bekenntnissen von Nicäa, Chalzedon und Konstantinopel (325/451/381) halbwegs Ruhe in die wilden Kirchenstreitereien und eben auch in das ganze römische Reich bringen. Im 16. Jahrhundert gewannen die Landesfürsten – die großen Hansen, wie Müntzer sie nannte – mit irdischer Gewalt noch mehr Land und machten, nachdem sie die Aufrührerischen zur ewigen Ruhe gebrachte hatten, ihre Ruhe mit den Lutherischen. Es blieb nach dem großen Bluterguss von 1525 erst einmal alles so schlecht, wie es vorher gewesen war.

Was Müntzer betraf, so bleibt für ihn Gott, trotz allem, im Recht. Denn, wenn sich jemand irrt, so ist es der Mensch. Zugutehalten muss man Müntzer, dass er sich, so wird überliefert, den eigenen Irrtum eingestand. Seine konkrete, aber höchst selektive Übertragung der biblischen Bilder auf die tatsächliche Lebenswelt entspricht zwar seiner Zeit – wir sehen es auf den Gemälden dieser Epoche, auf denen sich Heilsgeschichte und eigenes, zeitliches Dasein ineinanderschieben. Sein auf ausgewählte Verheißungen setzender Zugriff, der offenbar nicht mit der Vorsehung Gottes übereinstimmte, der ging allerdings weit über das hinaus, was die Menschen, Bauern oder Fürsten überhaupt verstehen konnten oder wollten. Obwohl er unter Einsatz all seiner Kräfte und mit größtem Gottvertrauen gehandelt hatte, wurde ihm seine Selbsterkühnung, mit der er sich zum „Botenläufer Gottes“ eigenmächtig angestellt hatte, als schreckliche Verblendung bewusst. Leider zu spät. Seine Zuversicht aber soll Müntzer bis zum Ende behalten haben. Die Zeit wird noch kommen, der HERR wird es ausrichten – nicht ich selbst. Ich habe mich vergangen, habe trotz guten Glaubens Schaden angerichtet, ich muss nun zu Recht büßen und zuschanden werden – so etwas könnte sein heißer, geschundener Kopf noch gefiebert haben. Mit dieser Einsicht wurde er aus dieser Welt geschafft.

Die alte Erde ist noch morbider geworden. Die angeschwollene Menschenmenge, die in Krisen schlingernde Weltgesellschaft, ist noch weiter davon abgerückt, auf Christus zu warten. Harren die Menschen mit einem ernsthaften, ja tätigen, aber nicht vorgreifenden Warten auf einen neuen Himmel und eine neue Erde? Christen warten auf beides. Dass es dazu wahrlich einer Engelsgeduld bedarf, zeigen ausnahmslos alle Versuche, die unzulängliche, wurmstichige Welt aus eigenmächtiger Unduldsamkeit heraus erneuern zu wollen. Zu der Erkenntnis, dass man es nicht vermag, gelangt man, wenn man es eine Weile versucht hat, wenn man zu allem entschlossen war – und, in Trübsal gefallen, am Leben geblieben ist. Mit bitterer Enttäuschung und freudlos weiterleben zu müssen, wird zum Fluch, wenn man nicht hinnimmt, dass es allein der Geist ist, der weht, wo und wann er will. Ihm allein gilt es anzuhangen, wenn man kein schwarzes Herz bekommen will. „Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch.“[12] Das Ende steht noch aus. Aber unsere Zeit ist schon durch die Gegenwart Gottes erfüllt. Christus ist schon mit seinem Frieden gegenwärtig, er ist stets kommend;[13] das Wort ist uns gegeben, und der Tröster ist uns gesandt. Christus, der das Leid dieser Welt kennengelernt hat, der sogar alle unsere Schmerzen ertrug – und noch immer mitträgt –, er ist es, dem wir ohne Zorn und ohne Schwert nachfolgen dürfen. Gilt es doch, soviel Frieden im Herzen zu bewahren, dass die Geduld obsiegt, die Gelassenheit das Banner führt und durch die Zurücknahme des eigenen Willens der Nächste, der Übernächste, die Geschöpfe und Schöpfungen verschont werden.

Eine bleibende Aufgabe

Was darf ich der Achtzehnjährigen sagen, was dem Achtzigjährigen? An Propheten des Weltendes mangelt es uns auch heute nicht. Sie rechnen weniger mit dem Geist, sondern vielmehr mit unvorstellbar großen Datenmengen. Alles, was sie uns bereits angekündigt haben, ist bisher auch eingetroffen. Es ist uns gesagt, was passieren kann – und wird. Als Menschen auf dieser Erde können wir uns längst nicht mehr so verhalten, als ob wir mit einer inneren Idylle, mit einer digitalen Ersatzwelt – erst recht nicht mit einer relativistischen Entschuldigungsgeste – unserer Aufgabe Genüge getan hätten. Die Erde wird vielleicht zu schnell und unerlöst vergehen, ohne dass wir das Reich Gottes aus den Wolken kommen sehen. Doch die Frage nach dem Reich Gottes bleibt, sie ist nämlich auch immer eine nach dem guten, barmherzigen und verantwortlichen Leben in der Welt. Wir können die große Aufgabe zwar nicht selbst und nicht aus eigener Kraft vollenden, erst recht nicht den Frieden herstellen. Und doch ist es uns nicht erlaubt, von der Aufgabe abzulassen.[14] Wer zu wenig Frieden hat, der nehme aus der Quelle, die Christus selbst ist. Mit seiner Auferstehung ist ja das Reich schon angebrochen. Mit dem Osterglaube bricht sich das, was wir Reich Gottes nennen, weiterhin Bahn. Da sind etliche, die noch immer beten: „Dein Reich komme“, und der auf dem Thron sitzt, spricht: „Siehe, ich mache alles neu! – Und es wird keine Nacht mehr sein, und sie bedürfen nicht des Lichts einer Lampe und nicht des Lichts der Sonne; denn Gott der Herr wird über ihnen leuchten, und sie werden regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit.“[15]

1 Else Lasker Schüler, Weltende, in: Dies., Der siebente Tag, Berlin 1905.
2 Walter Nigg, Das ewige Reich, Zürich 1944.
3 Evangelium nach Lukas 9,27/basileia = Königreich.
4 2. Petrusbrief, 3,3 – 4.
5 ebd. 3,9.
6 Martin Luther, Erlanger Ausgabe, 21,184.
7 Martin Luther, Hauspredigt vom 28.9.1533.
8 Motto zur 450-Jahr-Feier des deutschen Bauernkriegs auf der großen Bühne in Mühlhausen.
9 Gertrud von le Fort, Heiligkeit der Kirche, in: Dies., Hymnen an die Kirche, München 1924.
10 Oscar Cullmann, Eschatologie und Mission im Neuen Testament, in: Ders., Vorträge und Aufsätze, 1925 – 1962.
11 „Der Hochbetagte“, „der, der alt an Tagen war“, ist eine Umschreibung für den Ewigen, für Gott im Buch des Propheten Daniel (Daniel, 7,22).
12 Evangelium nach Lukas 17,20 – 21 (Luther 1912).
13 Jeschajahu Leibowitz: www.youtube.com/watch?v=D_ozkZh7Idg (zuletzt aufgerufen am 18.9.2025).
14 Rabbi Tarfon in den Sprüchen der Väter, 2,21.
15 Offenbarung des Johannes 21,5 und 22,5.

BROT
von Jens Wagner

Ich arbeite seit über dreißig Jahren in einer sehr großen Mühle in Mitteldeutschland und beliefere mit meinem LKW kleine und große Bäckereien im gesamten Bundesgebiet. Dabei komme ich täglich mit vielen Menschen zusammen. Schöne, aber manchmal auch nachdenkliche Begegnungen habe ich in den Jahren gemacht.

Eine Geschichte, die euch hier berichten will, hat mich nachdenklich, traurig und hilflos zugleich gemacht. Es war in Leipzig in der Russenstraße. Eine alte Großbäckerei, die für ALDI die Brote und Backwaren herstellte, hatte dort eine Produktionsstätte, die von uns beliefert wurde. Ich fuhr in den von einer alten Steinmauer umgebenen Hinterhof, in dem ich mein Mehl entladen musste. Ein Junge in einer Ecke des Hofes fiel mir auf. Was machte der hier? Er hatte seinen Schulranzen dabei, einen Fußball. Ich schätzte ihn auf etwa zwölf Jahre. Er schien auf jemanden zu warten. Es war die Zeit des Schichtwechsels.

Auf dem Hof standen große Container. Dort hinein wurden die Backwaren geworfen, die nicht ganz der Norm entsprachen, die jedoch nicht schlecht waren. Irgendwann war der Junge verschwunden. Ich musste weiter, meinen Mehltanker entladen. Einige Zeit später sprang aus einem der Container der Fußball heraus, danach flog der Schulranzen auf den Platz, und zu guter Letzt kletterte der Junge heraus. Er klopfte sich seine Kleidung ab und ging aus dem Gelände weg.

Verwundert fragte ich den Lagerarbeiter, der für mich zuständig war und den ich auch gut kannte, was das gerade war. Darauf sagte er mir, das sei die neue Armut in der Stadt. Dieser Junge werde täglich von seiner Familie geschickt, um das noch gute Brot und andere Dinge aus dem Container zu holen. Er hatte die Lagerarbeiter gefragt, und sie hatten ein Herz mit ihm. Aber nicht erwischen lassen, und ab 14 Uhr sind die Tore zu, sagten sie ihm. Eines Tages jedoch, erzählte er mir weiter, kam der Junge mit einem blauen Auge, und er fragte ihn, was denn passiert sei. Daraufhin erzählte der Junge, er habe am gestrigen Tag mit Freunden Fußball gespielt und die Zeit vergessen. Als er noch Brot holen wollte, kam er zu spät, und die Tore waren schon geschlossen. Als er ohne Brot nach Hause kam, hat er von seinem Vater Prügel bekommen.

Solche Geschichten sind keine Seltenheit in meinem Umfeld. Kinder haben Hunger, obwohl es doch so viel gibt und wir in einem so guten System aufwachsen. Jens Wagner und seine Frau haben wir zufällig am Denkstein bei Görmar (bei Mühlhausen) getroffen. Dieser Ort bezeichnet die Stelle, an der die Köpfe von Thomas Müntzer und Heinrich Pfeiffer nach ihrer Hinrichtung auf Pfählen zu Schau gestellt wurden.

DAS NETZ DES GLAUBENS [AUSZUG] von Petr Chelčický

Aber da kann jemand sagen: „Die Christen, die in Kämpfen sich schlagen, haben allerdings nichts zu tun mit den göttlichen Dingen; weder kennen sie sie, noch auch können sie bei diesen widerwärtigen Mordtaten teilhaftig werden der göttlichen Gnadenerweise."

Diese Dinge nun lege ich ihnen vor, daß sie entweder sich dazu bekennen, oder aber sich davon lossagen sollen. Und sprechen sie: „Wir haben mit diesen göttlichen Dingen nichts zu tun und können auch diese göttliche Teilhaftigkeit nicht verstehen, wir haben gar viel zu tun mit der Welt und haben uns der ritterlichen Laufbahn gewidmet, daher können wir geistliche Dinge nicht verstehen, noch auch viel nach ihnen fragen." – so gibt es hierauf eine kurze Antwort:

Ist einer Christ und hat Teil an Sünden und verläßt um die Sorge um andere weltliche Dinge Christum und kann um dieser Dinge willen den Wert des Christusglaubens nicht erkennen und kommt er nie dazu, an ihm Teil zu suchen um anderer Geschäfte willen – eines solchen Glaubens ist nichtig, vergebens wird er getauft, vergebens glaubt er ans Fegefeuer. Denn, er hat nicht teil an Christus durch den Glauben und die Gnade, so wird dieser ihn nicht erlösen aus dem Fegefeuer. [84. Kapitel]

Auch sind die Kämpfe der Christen nicht ähnlich denen der Juden, denn diesen waren durchs Gesetz Kämpfe und Totschlag im Kampfe erlaubt, uns hingegen ist durchs Gesetz nicht nur der Totschlag verboten, sondern sogar der Zorn im Herzen drin. [Ende des 82. Kapitel]

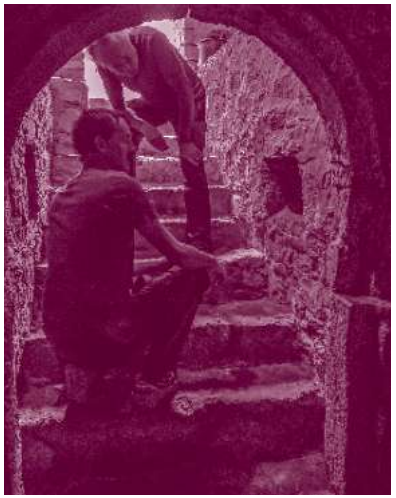
In den Auseinandersetzungen, zu denen es nach der Verbrennung von Jan Hus und der militärischen Bedrohung Böhmens durch das katholische Kreuzzugsheer kam, vertrat Petr Chelčický, im Anschluss an John Wyclif, einen radikalpazifistischen Standpunkt, den er mit der Lehre Christi begründete. (Zur Frage nach dem Pazifismus siehe das Argument von Leszek Kolakowski auf S. XX) Der Kirche sprach er jeden Anspruch auf Machtausübung und weltlichen Besitz ab. Er betonte die Gleichheit aller Christen vor Gott, argumentierte für ein Leben in Bescheidenheit und verneinte die Wehrpflicht, die feudale Ständeordnung sowie das grundherrliche Klosterwesen.

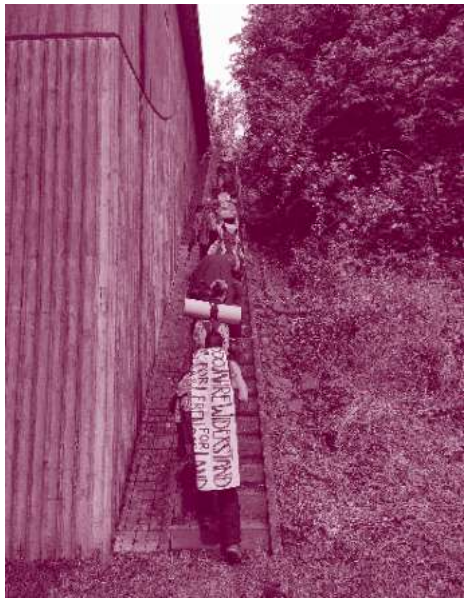
Das Netz des Glaubens (Siefviery), geschrieben zwischen 1440 und 1443, Erstdruck 1521 bei Pavel Severin in Prag, Deutsche Übersetzung: Carl Vogl 1970 (Hildesheim, Georg Olms Verlag, S. 153)

EINE NEUE ERFAHRUNG von Gisela

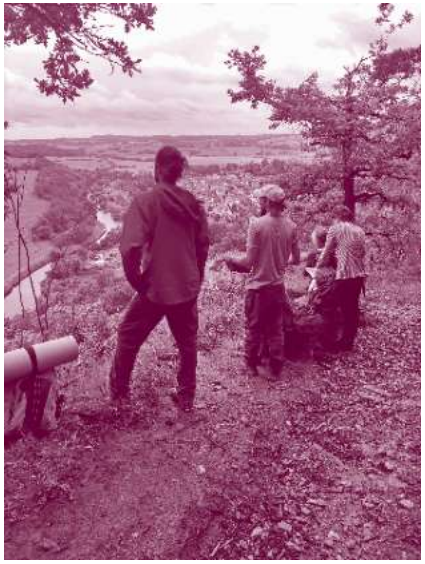
Ich hörte von dieser Wanderung, und ich wusste nicht, was ich da erleben würde. 78 Jahre bin ich jetzt und wollte mich noch einmal testen, beim Wandern. Das Thema stand für mich nicht an erster Stelle. Wir wanderten auf den Spuren des Bauernkrieges vor 500 Jahren, als die Bauern für ihre Freiheit kämpften. Aber auch die heutigen Menschen kämpfen für ein gerechtes, umweltfreundliches und friedliches Miteinander. Ich habe neue Freunde kennengelernt, aufgeschlossen, liebenswert und interessant. Wir hatten gute Gespräche, auch mit den Menschen, denen wir auf unserem Weg begegneten. Auf Radwegen, Straßen, Wald- und Wiesenwegen immer unserem Tagesziel entgegen, gingen wir von Franken nach Thüringen nicht immer auf ausgewiesenen Wanderwegen. Es war einfach schön und befreiend. Auch die Erfahrung, mit Isomatte und Schlafsack in irgendeiner Ecke zu schlafen, war neu für mich. Ich danke allen, die uns Herberge und Essen gaben und die sich Zeit nahmen, uns ihre Stadt zu zeigen. In Mühlhausen war der Treff zum Abendessen im „Alten Ratskeller" um 19 Uhr. Als ich ankam, hantierte der Koch in der Küche. Ich bin Gisela vom Freyer Franker Haufen – und ich bin Martin, so war unsere Begrüßung. Kann ich helfen? – Und schon hatte ich ein Messer in der Hand zum Gemüse- und Obstschneiden. Alles war ganz unkompliziert und vertrauensvoll. Unsere Nacht verbrachten wir alle gemeinsam bei Andrea im Haus. Wir hatten ein Bett, WC und Dusche, was für ein Luxus. Andrea führte uns durch ihr ganzes Haus, und jeder konnte sich einen Schlafplatz suchen. Früh standen alle mit gepackten Rucksäcken im Haus, und man traf sich einfach bei Andrea in der Küche zum Kaffee. Es war schön, und ich sage

DANKE.

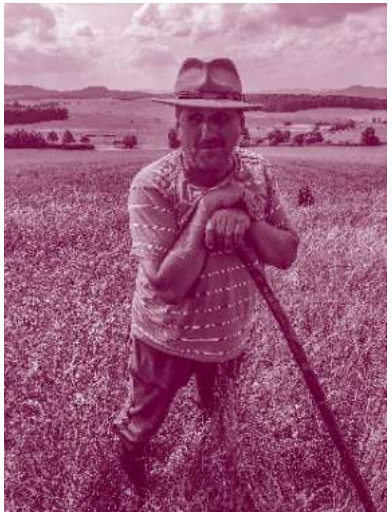




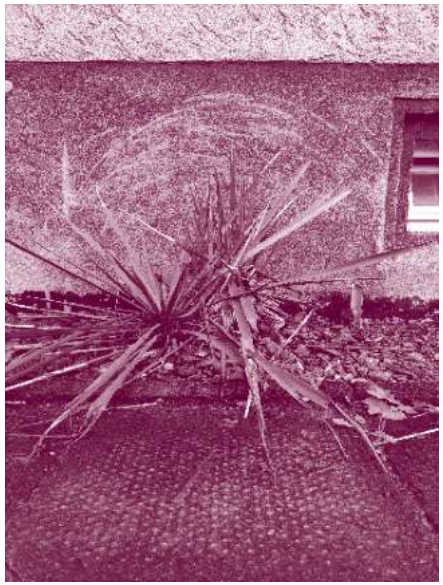
Zeige Blut
spende Mut!

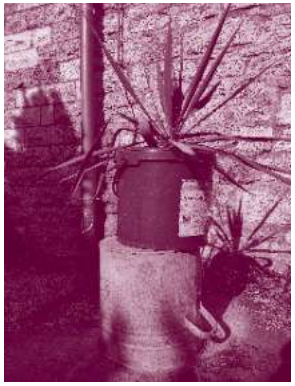


Frida



Schützenverein
HOTEL 100 m





DANKE

Wir sind dankbar für alle guten Worte, für die Ernsthaftigkeit der Gespräche und die herzlichen Begegnungen.
Wir danken Eva Warmuth für ihr Engagement bei der Suche nach Übernachtungsmöglichkeiten und für ihren Besuch in Mellrichstadt. Wir danken Bettina Lörzer vom Verein Aktives Mellrichstadt, der katholischen Gemeinde, Klaus Graf und der Metzgerei in MELLRICHSTADT. Wir danken Dr. Iris Helbing, dem Bürgermeister und der Freiwilligen Feuerwehr, die uns Feldbetten gebracht hat, in MEININGEN. Wir danken dem Dorfgemeinschaftsverein DREISSIGACKER, besonders Ralph Keller, der uns so vorzüglich bewirtete! Wir danken dem Verein für Schmalkaldische Geschichte und Landeskunde / den Zeitenwanderern in SCHMALKALDEN, besonders Mathias Fester, Jens Büttner, der uns abgeholt und sogar weiter begleitet hat, Norbert Hospes, der uns im katholischen Pfarrhaus gleich zweimal unterbringen konnte und Steffen, der uns die feine Suppe gekocht hat. Dank geht auch an den Bürgermeister Thomas Kaminski, der uns im Rathaus empfing. Wir danken dem Kultur- und Heimatverein GERSTUNGEN. Besonders Wolfgang & Birgit Meyer für die Organisation, für Essen und Trinken und die Aufnahme in ihrem Haus. Dank an Herrn Reiner Guth für seinen Vortrag über den Werra-Haufen. Dank an das Museum im Schloß Amtshaus Gerstungen für die Abendveranstaltung und die Unterkunft. Wir danken Pfarrerin Susanne-Maria Breustedt für ihr Vertrauen und ihre Freundlichkeit, uns in der Kirche und im Gemeindecafé in CREUTZBURG unangemeldet übernachten zu lassen, und für das gute Gespräch am nächsten Tag an der Kirche in Scherbda. Herzlichen Dank an Ulrike und Joachim Rupprecht für die kurzfristige Übernachtungsmöglichkeit, verbunden mit Dank an den Schützenverein Treffurt 1516 für die freundliche Aufnahme zum Schützenfest in TREFFURT. Dank an Patrick Finke für die Vermittlung. Wir danken Martin Schaller für die Bewirtung und Aufnahme im Ratskeller und Andrea Maria Hertz für das Buffet und die Unterbringung des ganzen Haufens in ihrem Haus in MÜHLHAUSEN. Dank an die Mühlhausener Museen für vorzeitigen und freien Eintritt in die Landesausstellung. Dank an Elke und Gabriele für die Gemeinschaft und die Führung und an Schwester Johanna für den Segen im Kloster VOLKENRODA. Wir danken Bert Ludwig der uns auf die BURG LOHRA eingeladen hat. Dank an Giacomo und an Simona, die uns dort empfangen und umsorgt haben. Wir danken Daniel Koch und der Gemeinschaft, die uns im Jugendpfarrheim in JECHABURG aufgenommen haben. Dank an den Bürgermeister Steffen Grimm in SONDERSHAUSEN für seine Bemühungen und die Vermittlung. Wir danken den Frankenhäuser Festspielen „Zeichen und Wunder“, die unsere Reise im #DENKjahr2025 unterstützt haben. Wir danken dem Bürgermeister Matthias Strejc, der Projektleiterin Vanessa Ernst, sowie Ilka Illing vom Stadtmarketing in BAD FRANKENHAUSEN. Unser Dank geht nicht zuletzt an das ganze Team der Festspiele: Janek Müller, Pamela Schlewinski Clemens Kießling und Hannes Naumann. Dank an Ines Seumel und Verena Landau vom Institut für Kunstpädagogik der Universität Leipzig.

Dank allen, die sich Zeit genommen, Interesse und Mut aufgebracht, sich auf die Reise des Haufens eingelassen haben und tapfer gelaufen sind. Dank an all die Menschen, die uns unterwegs begrüßt haben, die mit uns sprachen, uns hereingelassen und ermutigt haben. Dank auch an alle, die sich bemüht haben, unser Anliegen aufzunehmen, uns unterzubringen oder zu vermitteln. Dank allen, die auf unseren Aufruf reagiert und uns geschrieben haben.

IMPRESSUM

Das Projekt Freyer Franker Haufen wurde auf Einladung der Frankenhäuser Festspiele 2025 von Bertram Haude konzipiert, organisiert und umgesetzt.
Es wurde von Janek Müller, dem Leiter des Festivals, unterstützend begleitet.
Bei der Projektvorbereitung hat uns Mona Bierenstiel unterstützt. Danke!

www.frankenhaeuser-festspiele.de

Texte: Alle Rechte bei den Autorinnen und Autoren

Konzeption und Redaktion:
Bertram Haude

Dank an Falk Haberkorn,
Marc Ries und Sebastian Rug

Gestaltung:
Jasper Otto Eisenecker
mit Hannah Freynhagen

Druck:
myflyer.de

Auflage:
500 Exemplare

Leipzig und Bad Frankenhausen
2025

Frankenhäuser
Festspiele 2025

#DENKjahr 2025
BAD FRANKENHAUSEN